



Leseprobe

Steven Erikson

Das Spiel der Götter (1) Die Gärten des Mondes

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 19. November 2012

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

STEVEN ERIKSON
Die Gärten des Mondes

Das Spiel der Götter bei Blanvalet:

1. Die Gärten des Mondes
2. Das Reich der Sieben Städte
3. Im Bann der Wüste
4. Die eisige Zeit
5. Der Tag des Sehers
6. Der Krieg der Schwestern
7. Das Haus der Ketten
8. Kinder des Schattens
9. Gezeiten der Nacht
10. Die Feuer der Rebellion
11. Die Knochenjäger
12. Der goldene Herrscher
13. Im Sturm des Verderbens
14. Die Stadt des blauen Feuers
15. Tod eines Gottes
16. Die Flucht der Kinder
17. Die Schwingen der Dunkelheit

Die englische Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel
»Gardens of the Moon. A Tale of the Malazan Book of the Fallen«
bei Bantam Press, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

9. Auflage

Taschenbuchausgabe Dezember 2012 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München.

Copyright (c) der Originalausgabe 1999 by Steven Erikson.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2000 by Blanvalet Verlag,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, München,
unter Verwendung einer Illustration von Maxim Osadtschij

Redaktion: Marie-Luise Bezenberger

Karten: © by Neil Gower

HK · Herstellung: sam

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöfßneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-26909-9

www.blanvalet.de

Dieser Roman ist
I. C. Esslemont gewidmet –
Welten zu erobern,
Welten zu teilen

Nun, da die Asche kalt geworden ist, öffnen wir das
alte Buch. Die ölbefleckten Seiten erzählen die
Geschichte der Gefallenen und eines
heruntergekommenen Imperiums – Worte ohne jede
Wärme. Der Herd ist erloschen, sein Glanz und seine
Lebensfunken sind nur noch Erinnerungen vor trübe
gewordenen Augen – was prägt meinen Geist, was
färbt meine Gedanken, wenn ich das Buch der
Gefallenen öffne und tief den Geruch der Geschichte
einatme?

Hört also auf diese Worte, die von jenem Atemzuge
getragen werden.

Dies sind Geschichten, die von uns allen handeln,
immer und immer wieder.

Wir sind wiedererlebte Geschichte, und das ist alles,
das ist, für immer und ewig, alles.

Der Imperator ist tot!
Wie seine rechte Hand – so kalt, so abgetrennt!
Doch achtet auf die sterbenden Schatten,
die vereint dahingleiten, blutig und besiegt
hinab und aus dem Blick der Sterblichen ...
Verstoßen von der Herrschaft des Zepters,
von güld'nen Kandelabern, denen das Licht entflohen,
von einem Herd, den kühle Edelsteine einst umringten,
dem diese Wärme sieben Jahre lang entströmte ...

Der Imperator ist tot.
Wie sein meisterhafter Gefährte,
das Seil sauber durchtrennt.
Doch achtet auf die keimende Wiederkehr –
das zerrissene Leichentuch, die schwankende Dunkelheit –
die im sterbenden Licht des Imperiums die Kinder umarmt.
Vernehmst die furchtsam wieder aufgenomm'ne Totenklage,
denn bevor an diesem Tag die Sonne untergeht
wird Blutvergießen über die gewölbte Erde kommen,
und in Obsidian-Augen
wird siebenmal die Rache erklingen ...

Die Anrufung des Schattens (I. i. 1–18)
Felisin (geb. 1146)

Prolog

Das Jahr 1154 von Brands Schlaf

Das Jahr 96 des Imperiums von Malaz

Das letzte Jahr von Imperator Kellanveds Herrschaft

Die Rostflecken auf der schwarzen, vernarbten Oberfläche von Mocks Wetterfahne sahen aus wie aufgemalte Seen aus Blut. Ein Jahrhundert alt, hockte sie auf der Spitze einer alten Pike, die ganz am äußeren oberen Ende der Festungsmauer angebracht worden war. Monströs und missgestaltet wie sie war – kalt in die Form eines geflügelten Dämons gehämmert, dessen Zähne in einem boshaften Grinsen gebleckt waren –, wurde sie von jedem Windstoß hin und her geschüttelt und quietschte protestierend.

Es wehte ein aufsässiger Wind an diesem Tag, und Rauchsäulen stiegen über dem Mausviertel von Malaz auf. Das Kreischen der Wetterfahne verstummte für einen Augenblick und kündete damit vom Abflauen der Meeresbrise, die über die zackigen Mauern von Mocks Feste geklettert kam. Doch schon im nächsten Moment erwachte sie quietschend zu neuem Leben, als der heiße, Funken sprühende und rauchgeschwängerte Atem des Mausviertels über die Stadt wehte und über die Hänge des Vorgebirges strich.

Ganoes Stabro Paran aus dem Haus Paran stand auf Zehenspitzen, um über die Schartenbacke hinwegsehen zu können. Hinter ihm ragte Mocks Feste in die Höhe. Sie war einmal das Herz des Imperiums gewesen; inzwischen jedoch, seit das Festland erobert worden war, war sie einmal mehr zum Sitz einer Faust herabgesunken. Links von ihm befand sich die Pike mit ihrer missgestalteten Trophäe.

Ganoes kannte die uralte Festung oberhalb der Stadt viel zu gut,

als dass sie ihn noch großartig interessiert hätte. Dies war sein dritter Besuch hier oben in ebenso vielen Jahren. Schon vor langer Zeit hatte er den Hof mit seinen ungleichmäßigen Pflastersteinen erkundet; das Gleiche galt für den alten Bergfried – der jetzt als Stall benutzt wurde und dessen oberes Stockwerk Tauben, Schwalben und Fledermäusen eine Heimat bot – und die Zitadelle, in der just in diesem Augenblick sein Vater mit den Hafenbeamten über den Ausfuhr-Zehnten verhandelte. Dabei kannte er die Zitadelle nicht ganz so gut, denn zu den meisten Räumen war selbst ihm als Sprössling eines Adelshauses der Zutritt verboten. Hier, im Innern der Zitadelle, hatte die Faust ihre Residenz, und hier waren auch die Räume, in denen jene Angelegenheiten des Imperiums geregelt wurden, die die Verwaltung der Insel betrafen.

Ganoes achtete nicht weiter auf Mocks Feste in seinem Rücken; er widmete seine ganze Aufmerksamkeit der zerrissenen Stadt unter sich – vor allem dem Aufruhr, der in ihren ärmsten Vierteln tobte. Mocks Feste erhob sich hoch oben auf einer Klippe und war über eine Treppe zu erreichen, die in Serpentinaen in die Kalksteinwand der Klippe gehauen worden war. Von hier bis hinunter zur Stadt waren es etwa achtzig Armspannen, und rechnete man die arg mitgenommenen Wälle der Feste dazu, waren es noch einmal sechs mehr. Das Mausviertel lag in dem Teil der Stadt, der sich dem Hinterland zuwandte, es bestand aus einem ungleichmäßigen Gewirr aus Schuppen und zugewucherten Terrassen und wurde von dem schlammigen Fluss, der auf den Hafen zukroch, in zwei Teile geteilt. Da die Aufstände im weiter entfernt liegenden Teil von Malaz stattfanden und immer mehr Säulen aus schwarzem Rauch die Luft erfüllten, war es Ganoes unmöglich, irgendwelche Einzelheiten auszumachen.

Es war Mittag, aber die magischen Blitze und Donnerschläge ließen den Himmel dunkel und schwer erscheinen.

Mit klirrender Rüstung erschien ein Soldat neben ihm auf dem Wehrgang. Der Mann legte von Armschienen geschützte Unterarme auf die Brustwehr; eine Bewegung, die die Scheide seines Langschwertes an den Steinen entlangschaben ließ. »Du bist froh über

dein reines Blut, was?«, fragte er, die grauen Augen auf die rauchende Stadt gerichtet.

Der Junge musterte den Soldaten. Er kannte bereits die gesamte Ausstattung sämtlicher Regimenter der Armee des Imperiums, und demnach musste der Mann an seiner Seite ein Befehlshaber der Dritten sein – einer Elitetruppe, die dem Imperator direkt unterstand. An seinem dunkelgrauen, nur bis zur Taille reichenden Umhang steckte eine silberne Brosche: eine steinerne Brücke, die von Flammen aus Rubinen beleuchtet wurde. *Ein Brückenverbrenner.*

Die Insel Malaz war noch immer ein wichtiger Anlaufpunkt, besonders jetzt, da der Krieg mit Korel im Süden begonnen hatte, und häufig kamen hochrangige Soldaten und imperiale Beamte in Mocks Feste vorbei. Ganoes hatte schon viele gesehen, hier oder in der Hauptstadt Unta.

»Dann stimmt es also?«, fragte er kühn.

»Dann stimmt was?«

»Das mit dem Ersten Schwert des Imperiums. Dassem Ultor. Wir haben es in der Hauptstadt gehört, bevor wir aufgebrochen sind. Er soll tot sein. Stimmt das? Ist Dassem tot?«

Der Mann schien zusammenzuzucken; sein Blick blieb unverwandt auf das Mausviertel gerichtet. »So ist der Krieg«, murmelte er fast unhörbar, als wären die Worte nicht für die Ohren eines anderen bestimmt.

»Ihr gehört zur Dritten. Ich dachte, die Dritte wäre mit ihm im Reich der Sieben Städte gewesen. Bei Y'Ghatan ...«

»Beim Atem des Vermummten! Während in den schwelenden Trümmern dieser verdammten Stadt noch immer nach seiner Leiche gesucht wird, stehst du, der Sohn eines Kaufmanns, fast dreitausend Längen vom Reich der Sieben Städte entfernt, plötzlich vor mir und sprichst von Dingen, die eigentlich kaum jemand wissen dürfte.« Er wandte sich immer noch nicht zu ihm um. »Ich weiß zwar nicht, woher du das weißt, aber wenn ich dir einen guten Rat geben darf: Behalte es für dich.«

Ganoes zuckte die Schultern. »Man sagt, er hat einen Gott betrogen.«

Endlich sah der Mann ihn an. Sein Gesicht war von Narben übersät, und etwas, das wie eine Verbrennung aussah, verunstaltete sein Kinn und seine linke Wange. Davon einmal abgesehen, schien er für einen Befehlshaber recht jung zu sein. »Achte auf die Lektion, die darin liegt, Junge.«

»Was für eine Lektion?«

»Jede Entscheidung, die du triffst, kann die Welt verändern. Das beste Leben ist eines, das die Götter überhaupt nicht bemerken. Wenn du ein freies Leben führen willst, Junge, dann führe ein unauffälliges Leben.«

»Ich will Soldat werden. Ein Held.«

»Das geht vorbei.«

Mocks Wetterfahne kreischte auf, als ein launischer Windstoß vom Hafen den fetten Rauch durcheinanderwirbelte. Ganoes konnte jetzt verfaulten Fisch und den Gestank des dicht bevölkerten Hafenviertels riechen.

Ein zweiter Brückenverbrenner mit einer zerbrochenen, angesengten Fiedel auf dem Rücken trat zu seinem Befehlshaber. Er war drahtig und sogar noch jünger – höchstens ein paar Jahre älter als Ganoes, der erst zwölf war. Das Gesicht und die Handrücken des Neuankömmlings waren von merkwürdigen Pockennarben übersät, und seine Rüstung bestand aus einer seltsamen Mischung aus fremdartigen Ausrüstungsgegenständen, die er über einer abgetragenen, fleckigen Uniform angelegt hatte. An seiner Hüfte hing ein Kurzschwert in einer rissigen Holzscheide. Er lehnte sich mit der Leichtigkeit langjähriger Gewohnheit neben dem anderen Mann an die Schartenbacke.

»Wenn Zauberer in Panik geraten, fängt es ziemlich übel an zu stinken«, sagte der Neuankömmling. »Sie verlieren die Kontrolle da unten. Man braucht doch wohl kaum einen ganzen Kader von Magiern, nur um ein paar Wachshexen aufzuspüren!«

Der Kommandant seufzte. »Ich dachte, ich warte erst mal ab, ob sie sich zügeln können.«

Der Soldat grunzte. »Die sind alle neu und unerfahren. Bei einigen könnte das bleibende Spuren hinterlassen. Außerdem«, fügte er

hinzu, »gibt es da unten mehr als nur ein paar, die den Befehlen anderer folgen.«

»Das ist nur eine Vermutung.«

»Der Beweis liegt da unten«, sagte der andere Mann, »im Mausviertel.«

»Vielleicht.«

»Du bist zu vorsichtig«, sagte der Mann. »Hadra hält das für deine größte Schwäche.«

»Was Hadra macht, interessiert mich nicht. Die geht nur den Imperator was an.«

Ein zweites Grunzen war die Antwort. »Oder über kurz oder lang uns alle.«

Der Kommandant schwieg, drehte sich jedoch langsam um und musterte seinen Gefährten.

Der Mann zuckte die Schultern. »Ist nur so ein Gefühl ... Sie hat einen neuen Namen angenommen: Laseen.«

»Laseen?«

»Ein napanesisches Wort, es bedeutet ...«

»Ich weiß, was es bedeutet.«

»Ich hoffe, der Imperator weiß es auch ...«

»Es bedeutet Thronmeister«, sagte Ganoes.

Die beiden Männer blickten auf ihn herab.

Der Wind drehte erneut, ließ den eisernen Dämon auf seiner Pike ächzen und trug den Geruch von kühlem Stein von der Feste heran. »Mein Lehrer ist Napanese«, erklärte Ganoes.

Eine neue Stimme erklang hinter ihnen, die kalte, gebieterische Stimme einer Frau. »Kommandant.«

Die beiden Soldaten drehten sich ohne allzu große Hast um. »Die neue Kompanie da unten braucht Hilfe«, sagte der Kommandant zu seinem Gefährten. »Schick Dujek und einen Trupp hin und Sorge dafür, dass sich ein paar Sappeure um die Feuer kümmern – es bringt nichts, wenn die ganze Stadt abbrennt.«

Der Soldat nickte und marschierte davon, ohne der Frau einen einzigen Blick zuzuwerfen.

Sie stand mit zwei Leibwächtern nahe beim Eingangstor zum qua-

dratischen Turm der Zitadelle. Ihrer dunkelblauen Haut nach war sie Napanesin, doch ansonsten wirkte sie unscheinbar. Sie trug eine mit Salzwasserspritzern übersäte graue Robe, das mausgraue Haar war kurz geschnitten wie das eines Soldaten, und ihre Gesichtszüge waren fein und unauffällig. Ihre Leibwächter hingegen ließen Ganoes einen Schauer den Rücken hinunterlaufen. Sie flankierten sie – hochgewachsen, ganz in Schwarz gehüllt, die Hände in den Ärmeln, die Gesichter tief im Schatten der Kapuzen verborgen. Ganoes hatte niemals zuvor Klauen gesehen, doch er wusste instinktiv, dass dies zwei Akolythen des Kults waren. Was bedeutete, dass die Frau ...

»Diese Schweinerei habt Ihr angerichtet, Hadra. Aber es sieht so aus, als ob ich sie in Ordnung bringen müsste«, sagte der Kommandant.

Ganoes war schockiert darüber, dass nicht das geringste Anzeichen von Furcht in der Stimme des Soldaten mitschwang, stattdessen sogar etwas wie Verachtung. Hadra hatte die Klaue geschaffen, hatte die Organisation zu einer Macht geformt, die fast der des Imperators gleichkam.

»Das ist nicht mehr mein Name, Kommandant.«

Der Mann verzog das Gesicht. »Das habe ich gehört. Ihr müsst Euch in Abwesenheit des Imperators sehr sicher fühlen. Er ist nicht der Einzige, der sich daran erinnert, dass Ihr einst ein Dienstmädchen im Alten Viertel wart. Ich nehme an, die Zeit der Dankbarkeit ist vorüber.«

Das Gesicht der Frau blieb völlig unbewegt; sie ließ sich nicht im Geringsten anmerken, ob die Worte des Mannes sie getroffen hatten. »Der Befehl war eigentlich ziemlich einfach«, sagte sie. »Aber es sieht so aus, als hätten Eure neuen Offiziere Schwierigkeiten, ihn auszuführen.«

»Die Sache ist aus dem Ruder gelaufen«, sagte der Kommandant. »Sie sind unerfahren ...«

»Das ist nicht mein Problem«, schnappte sie. »Aber ich bin gar nicht besonders enttäuscht. Dass Eure Offiziere die Kontrolle verloren haben, wird allen, die sich uns entgegenstellen, nur eine umso härtere Lehre sein.«

»Die sich Euch entgegenstellen? Ihr sprecht von einer Hand voll zweitklassiger Hexen, die ihre mickrigen Künste feilbieten – und mit welch finsternen Zielen! Sie wollten doch nur die Coraval-Schwärme in den Untiefen der Bucht finden. Beim Atem des Vermummten, Hadra, das ist wohl kaum eine Bedrohung für das Imperium.«

»Sie haben es unerlaubt getan, den neuen Gesetzen zum Trotz ...«

»Euren Gesetzen zum Trotz, Hadra. Und diese Gesetze werden sich nicht durchsetzen lassen. Wenn der Imperator zurückkehrt, wird er Euer Verbot der Zauberei beiseitefegen, dessen könnt Ihr sicher sein.«

Die Frau lächelte kalt. »Und Ihr werdet erfreut sein zu erfahren, dass der Turm die Ankunft der Transportschiffe für Eure neuen Rekruten gemeldet hat. Wir werden Euch und Eure unruhigen, aufrehrerischen Soldaten wohl kaum vermissen, Kommandant.«

Ohne ein weiteres Wort – und ohne den Jungen, der neben dem Mann stand, auch nur eines einzigen Blickes zu würdigen – drehte sie sich um und verschwand mit ihren schweigsamen Leibwächtern wieder in der Zitadelle.

Ganoes und der Kommandant richteten ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Aufruhr im Mausviertel. Zwischen den Rauchschwaden loderten immer wieder Flammen auf.

»Eines Tages werde ich Soldat sein«, sagte Ganoes.

Der Mann grunzte. »Nur wenn du in allem anderen versagst, Junge. Das Schwert zu ergreifen ist die letzte Tat eines Verlierers. Vergiss das nie, und such dir einen besseren Traum.«

Ganoes warf ihm einen finsternen Blick zu. »Ihr seid anders als die anderen Soldaten, mit denen ich gesprochen habe. Ihr klingt mehr wie mein Vater.«

»Aber ich bin nicht dein Vater«, brummte der Mann.

»Die Welt«, sagte Ganoes, »hat aber schon genug Weinhändler.«

Der Kommandant musterte Ganoes aus zusammengekniffenen Augen. Er öffnete schon den Mund zur offensichtlichen Entgegnung – und klappte ihn wieder zu.

Zufrieden mit sich sah Ganoes wieder hinab auf das brennende

Stadtviertel. *Manchmal kann auch ein Junge das letzte Wort haben, Kommandant.*

Mocks Wetterfahne drehte sich einmal mehr im Wind. Heißer Rauch stieg über die Mauer und hüllte sie ein. Er brachte den Geruch von brennendem Stoff, schwelender Farbe und Stein mit, und von etwas anderem, Süßem. »Ein Schlachthaus hat Feuer gefangen«, sagte Ganoes, »es stinkt nach Schweinen.«

Der Kommandant zog eine Grimasse. Nach einer langen Weile seufzte er und lehnte sich wieder an die Schartenbacke. »Ganz recht, Junge, ganz recht.«

... Im achten Jahr schlossen die Freien Städte von Genabackis Verträge mit einer Reihe von Söldnerheeren, um das Vordringen des Imperiums zu verhindern; einige davon waren recht berühmt – etwa die Karmesin-Garde unter Führung von Fürst K'azz D'Avore (siehe Band III und V), oder die Regimenter der Tiste Andii von Mondbrut unter dem Kommando von Caladan Bruth.

Die Streitkräfte des malazanischen Imperiums, die von Hohefaust Dujek Einarm befehligt wurden, bestanden in jenem Jahr aus der Zweiten, der Fünften und der Sechsten Armee sowie einigen Legionen der Moranth.

Im Rückblick lassen sich zwei Dinge feststellen. Zum einen, dass das Bündnis mit den Moranth aus dem Jahr 1156 eine grundlegende Änderung in der Wissenschaft der Kriegsführung kennzeichnete, die sich kurzfristig als sehr effektiv erweisen sollte. Zum anderen markiert die Einmischung der magiekundigen Tiste Andii von Mondbrut den Beginn des Magie-Flankenfeuers auf diesem Kontinent, und zwar mit verheerenden Folgen.

Im Jahr 1163 von Brands Schlaf endete die Belagerung von Fahl mit einer mittlerweile legendären magischen Feuersbrunst ...

Imperiale Feldzüge 1158–1194

Band IV, Genabackis

Imrygyn Tallobant (geb. 1151)

Kapitel eins

Die alten Steine dieser Straße
erzitterten beim Klang der Trommeln
und der eisernen schwarzen Hufeisen
wo ich ihn habe gehen sehen
vom Meer herauf und zwischen morgenroten Hügeln hindurch
war er gekommen, ein Junge, der die Echos
der Söhne und Brüder – alle in den Reihen
geisterhafter Krieger –
passierte, wo ich am Ende des Tages
auf dem abgewetzten letzten
Meilenstein saß –
sein Schritt auf der steinernen Straße kündete laut
von all dem, was ich von ihm wissen wollte –
der Junge geht weiter, ein anderer Soldat,
ein andres strahlendes Herz, das noch
nicht erstarrt zu kaltem Eisen ist.

Klagelied einer Mutter (anonym)

Das Jahr 1161 von Brands Schlaf
Das Jahr 103 des Imperiums von Malaz
Das Jahr 7 der Herrschaft von Imperatrix Laseen

Zerren und stoßen«, sagte die alte Frau, »so macht es die Imperatrix, genau wie die Götter.« Sie beugte sich zur Seite und spuckte aus, führte dann ein schmutziges Tuch an ihre runzligen Lippen. »Drei Ehemänner und zwei Söhne hab ich in den Krieg ziehen sehen.«

Mit glänzenden Augen verfolgte das Fischermädchen, wie die Kolonne berittener Soldaten vorbeidonnerte; sie hörte nur halb auf das, was die Alte neben ihr sagte. Ihre Atemzüge passten sich dem Rhythmus an, in dem die prächtigen Pferde vorbeistampften. Sie spürte, wie ihr Gesicht heiß wurde, und sie wusste, dass das nichts mit der Hitze zu tun hatte. Der Tag neigte sich dem Ende entgegen, und die Sonne war nur noch ein verwaschener roter Fleck über den Bäumen zu ihrer Rechten. Die Meeresbrise, die ihr entgegenwehte, war kühl geworden.

»Das war zur Zeit des Imperators«, fuhr die alte Vettel fort. »Möge der Vermummte die Seele des elenden Bastards am Spieß rösten. Aber sieh mal, Schätzchen, Laseen verstreut Knochen in alle Winde. Ha, immerhin hat sie mit *seinen* angefangen, was?«

Das Fischermädchen nickte schwach. Wie es sich für die Niedriggeborenen schickte, warteten sie am Straßenrand – die alte Frau mit einem Sack Rüben beladen, während das Mädchen einen schweren Korb auf dem Kopf balancierte. Etwa jede Minute wechselte die Alte den groben Sack von einer knochigen Schulter auf die andere. Eingekeilt zwischen den Reitern vor ihnen und einem Graben, der hinter ihnen steil zu den Felsen abfiel, hatte sie keinen Platz, den Sack abzusetzen.

»Sie verstreut Knochen, hab ich gesagt. Die Knochen von Ehemännern, die Knochen von Söhnen, die Knochen von Frauen und die Knochen von Töchtern. Für sie sind sie alle gleich. Für das Imperium sind sie alle gleich.« Die alte Frau spuckte ein zweites Mal aus. »Drei Ehemänner und zwei Söhne. Pro Kopf zehn Münzen im Jahr. Fünf mal zehn macht fünfzig. Fünfzig Münzen im Jahr, und dafür immer allein. Im Winter allein und im Bett allein.«

Das Fischermädchen wischte sich den Staub von der Stirn. Der Blick aus ihren hellen Augen huschte von einem Soldaten zum anderen, während sie vor ihr vorbeizogen. Die jungen Männer in ihren hochgezogenen Sätteln hatten ernste Gesichter und blickten ungerührt nach vorn. Die wenigen Frauen, die sich zwischen ihnen befanden, waren groß und wirkten irgendwie wilder als die Männer. Der Sonnenuntergang ließ die Helme rot aufblitzen, so dass die Au-

gen des Mädchens zu brennen begannen und alles vor ihrem Blick verschwamm.

»Du bist die Tochter des Fischers«, sagte die alte Frau. »Ich hab dich schon öfter gesehen, auf der Straße oder unten am Strand. Und zusammen mit deinem Vater auf dem Markt. Er hat nur noch einen Arm, stimmt's? Noch mehr Knochen für ihre Sammlung, was?« Sie machte eine hackende Bewegung mit einer Hand und nickte. »Ich wohne in dem ersten Haus, da vorn am Weg. Von den Münzen kauf ich mir Kerzen. Jede Nacht zünde ich fünf Kerzen an – fünf Kerzen, damit die alte Rigga nicht so allein ist. Es ist ein müdes altes Haus, Schätzchen, voll mit müden alten Sachen. Ich gehör auch dazu. Was hast du da in deinem Korb?«

Nur allmählich begriff das Fischermädchen, dass ihr eine Frage gestellt worden war. Sie wandte ihren Blick von den Soldaten ab und lächelte auf die alte Frau hinunter. »Es tut mir leid«, sagte sie, »die Pferde sind so laut.«

»Ich hab dich gefragt, was du in deinem Korb hast, Schätzchen«, wiederholte Rigga ihre Frage diesmal lauter.

»Garn. Genug für drei Netze. Eins müssen wir bis morgen fertigkriegen. Papa hat das letzte verloren – irgendwas im Wasser hat es mit dem ganzen Fang in die Tiefe gezogen. Ilgrand Lender will das Geld zurückhaben, das er uns geliehen hat, deshalb müssen wir morgen unbedingt einen Fang machen. Einen guten Fang.« Sie lächelte erneut und ließ ihren Blick wieder zu den Soldaten wandern. »Ist das nicht wunderbar?«

Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte Rigga das Mädchen an den dichten schwarzen Haaren gepackt und zerrte kräftig daran.

Das Mädchen schrie auf. Der Korb auf ihrem Kopf begann zu wackeln, rutschte auf eine Schulter hinab. Sie griff hastig danach, doch er war zu schwer. Der Korb fiel zu Boden und brach auseinander. »Aah!«, japste das Mädchen und versuchte sich hinzuknien. Aber Rigga riss sie an den Haaren zu sich herum.

»Du hörst mir jetzt mal zu, Schätzchen!« Der saure Atem der alten Frau schlug dem Mädchen ins Gesicht. »Das Imperium unterdrückt dieses Land jetzt schon seit hundert Jahren. Du bist in die-

ser Zeit geboren worden, ich nicht. Als ich in deinem Alter war, ist Itko Kan noch ein eigenes Land gewesen. Wir haben eine Flagge gehabt – unsere eigene Flagge. Wir sind frei gewesen, Schätzchen.«

Dem Mädchen wurde schlecht von Riggas Atem. Sie kniff die Augen zu.

»Das ist die Wahrheit. Vergiss das nie, sonst wird dich der Schein der Lügen für immer blenden.« Riggas Stimme hatte einen leiernden Tonfall angenommen, und augenblicklich erstarrte das Mädchen. *Rigga. Riggalai, die Seherin. Die Wachshexe, die Seelen in Kerzen schloss und verbrannte. Seelen, die von Flammen verzehrt wurden* ... Riggas Worte klangen wie eine Prophezeiung und ließen das Mädchen frösteln. »Vergiss das nie. Ich bin die Letzte, die zu dir spricht. Du bist die Letzte, die mich hört. So sind wir verbunden, du und ich, was auch immer geschieht.«

Riggas Finger krallten sich fester in das Haar des Mädchens. »Jenseits des Meeres hat die Imperatrix ihr Messer in jungfräulichen Boden getrieben. Bald wird es eine Flut aus Blut geben, und du wirst mitgerissen werden und ertrinken, wenn du nicht vorsichtig bist. Sie werden dir ein schönes Pferd geben, dir ein Schwert in die Hand drücken und dich übers Meer schicken. Aber deine Seele wird von einem Schatten umarmt werden. Hör zu! Du musst dies tief in deinem Innern vergraben! Rigga wird dich schützen, denn wir zwei sind verbunden. Aber mehr kann ich nicht tun, verstehst du? Achte auf den Lord, den die Dunkelheit hervorgebracht hat, denn es ist seine Hand, die dich befreien wird, auch wenn er es nicht weiß ...«

»Was ist da los?«, bellte eine Stimme.

Rigga wandte ihr Gesicht der Straße zu. Ein Vorreiter hatte sein Pferd gezügelt. Die Seherin ließ die Haare des Mädchens los.

Das Mädchen stolperte einen Schritt zurück. Sie rutschte auf einem Stein aus und fiel hin. Als sie wieder aufsaß, war der Vorreiter bereits weitergeritten. Ein anderer donnerte heran.

»Lass die hübsche Kleine in Ruhe, alte Hexe«, knurrte er. Er kam noch näher heran, lehnte sich aus dem Sattel und holte mit der flachen Hand aus. Der eisenbeschlagene Handschuh krachte gegen Riggas Kopf, und die Wucht des Schlages riss sie herum. Sie stürzte.

Das Fischermädchen schrie auf, als Rigga hart auf ihren Oberschenkeln landete. Blut und Speichel spritzten ihr ins Gesicht. Wimmernd wich das Mädchen über das Geröll zurück, schob die alte Frau dann mit den Füßen von sich. Sie kniete sich hin.

Irgendetwas von Riggas Prophezeiung schien sich im Kopf des Mädchens festgesetzt zu haben, schwer wie ein Stein und im Dunkel verborgen. Sie stellte fest, dass sie kein einziges Wort von dem, was die Seherin gesagt hatte, wiederholen konnte. Sie streckte sich und griff nach Riggas Wollschal. Vorsichtig drehte sie die alte Frau auf den Rücken. Eine Seite von Riggas Kopf war blutverschmiert; die rote Flüssigkeit rann jetzt hinter ihrem Ohr hinunter. Auch ihr faltiges Kinn war voller Blut, genau wie ihr Mund. Ihre Augen starrten blicklos ins Leere.

Das Fischermädchen wich zurück; sie bekam keine Luft mehr. Verzweifelt blickte sie sich um. Die Kolonne war vorbeigezogen, hatte nichts als Staub und leiser werdendes Hufgetrappel zurückgelassen. Riggas Sack war auf die Straße gerollt. Zwischen den zertrampelten Rüben lagen fünf Talgkerzen. Das Mädchen atmete tief die staubige Luft ein. Dann wischte sie sich die Nase ab und sah dabei hinunter auf ihren Korb.

»Vergiss die Kerzen«, murmelte sie mit schwerer, eigenartiger Stimme. »Sie sind sowieso hin. Verstreut wie die Knochen. Was soll's.« Sie kroch auf die Garnknäuel zu, die aus dem zerbrochenen Korb gefallen waren, und als sie dann wieder sprach, klang ihre Stimme jung und normal. »Wir brauchen das Garn. Wir werden die ganze Nacht arbeiten und ein Netz knüpfen. Papa wartet auf mich. Er steht schon an der Tür und schaut, ob er mich sehen kann.«

Sie verstummte. Ein Schaudern durchlief ihren Körper. Das Sonnenlicht war fast völlig verschwunden. Eine für diese Jahreszeit ungewöhnliche Kälte entströmte den Schatten, die jetzt wie Wasser über die Straße flossen.

»Jetzt ist es also so weit«, sagte das Mädchen leise und krächzend mit einer Stimme, die nicht ihre eigene war.

Eine weich behandschuhte Hand legte sich auf ihre Schulter. Sie duckte sich, kauerte sich hin.

»Ruhig, Mädchen«, sagte die Stimme eines Mannes. »Es ist vorbei. Für sie kann man nichts mehr tun.«

Das Fischermädchen blickte auf. Ein Mann ganz in Schwarz beugte sich über sie; sein Gesicht lag im Schatten seiner Kapuze. »Aber er hat sie geschlagen«, sagte das Mädchen mit dünner Kinderstimme. »Und wir müssen Netze knüpfen, Papa und ich ...«

»Komm, ich helfe dir hoch«, sagte der Mann und schob seine langfingrigen Hände unter ihre Arme. Er richtete sich auf und hob sie ohne jede Anstrengung hoch. Ihre Füße in den alten Sandalen baumelten einen Augenblick in der Luft, bevor er sie absetzte.

Nun erblickte sie einen zweiten Mann. Er war kleiner und ebenfalls ganz in Schwarz gekleidet. Dieser Mann stand auf der Straße, und seine Aufmerksamkeit galt anderen Dingen; er blickte in die Richtung, in die die Soldaten verschwunden waren. Als er sprach, klang seine Stimme dünn. »Kein besonders tolles Leben«, sagte er, ohne herüberzublicken. »Sie hatte nur eine geringe Begabung, noch dazu eine, die schon lange vertrocknet war ... Oh, eine mehr hätte sie womöglich noch geschafft, aber das werden wir niemals erfahren ...«

Das Fischermädchen stolperte zu Riggas Sack hinüber und hob eine Kerze auf. Sie reckte sich, und ihre Augen wirkten plötzlich hart. Dann spuckte sie nachdenklich auf die Straße.

Der Kopf des kleineren Mannes fuhr zu ihr herum. Es sah aus, als würden sich unter seiner Kapuze nichts als Schatten verbergen.

Das Mädchen wich einen Schritt zurück. »Es ist ein gutes Leben gewesen«, flüsterte sie. »Sie hatte diese Kerzen, wisst Ihr. Fünf Stück. Fünf Kerzen für ...«

»Nekromantie«, warf der kleinere Mann ein.

Der größere Mann, der noch immer neben ihr stand, sagte sanft: »Ich sehe sie, Kind. Und ich weiß, was sie bedeuten.«

Der andere Mann schnaubte. »Die Hexe hat fünf zerbrechliche, schwache Seelen beherbergt. Nichts Bemerkenswertes.« Er legte den Kopf ein wenig schief. »Ich kann sie hören. Sie rufen nach ihr.«

Dem Mädchen traten die Tränen in die Augen. Eine wortlose Qual schien von dem schwarzen Stein in ihrem Geist aufzusteigen.

Sie wischte sich die Wangen ab. »Wo kommt Ihr her?«, fragte sie unvermittelt. »Wir haben Euch auf der Straße gar nicht gesehen.«

Der Mann neben ihr drehte sich halb zu der Schotterpiste um. »Wir waren auf der anderen Seite«, sagte er, und in seiner Stimme schwang so etwas wie Erheiterung mit. »Wir haben gewartet, genau wie ihr.«

Der andere kicherte. »Auf der anderen Seite, in der Tat.« Er sah die Straße entlang und hob die Arme.

Das Mädchen sog scharf die Luft ein, als es plötzlich dunkel wurde. Ein lautes Geräusch – als würde etwas zerreißen – erfüllte für eine Sekunde die Luft, dann löste sich die Dunkelheit auf. Die Augen des Mädchens weiteten sich.

Sieben gewaltige Hunde saßen um den Mann auf der Straße herum. Die Augen der Tiere leuchteten gelb, und alle blickten in die gleiche Richtung wie der Mann.

Sie hörte ihn zischen: »Gierig, was? Dann los!«

Lautlos hetzten die Hunde die Straße entlang.

Ihr Herr drehte sich um und sagte zu dem Mann neben ihr: »Das wird Laseen ein bisschen was zu knabbern geben.« Er kicherte erneut.

»Musst du die Dinge unbedingt komplizierter machen?«, fragte der andere müde.

Der kleine Mann versteifte sich. »Sie sind in Sichtweite der Kolonne.« Er legte den Kopf schief. Ein Stück weiter vorn auf der Straße erklang schrilles Gewieher entsetzter Pferde. Er seufzte. »Bist du zu einem Entschluss gekommen, Cotillion?«

Der andere grunzte amüsiert. »Da du mich mit meinem Namen angesprochen hast, Ammanas, hast du ja wohl gerade die Entscheidung für mich gefällt. Jetzt können wir sie wohl kaum noch hierlassen, oder?«

»Natürlich können wir das, alter Freund ... sie darf nur nicht mehr atmen.«

Cotillion blickte auf das Mädchen hinunter. »Nein«, sagte er ruhig. »Es wird schon gehen.«

Das Fischermädchen biss sich auf die Lippe. Immer noch Riggas

Kerze umklammernd, machte sie einen Schritt zurück. Ihre Blicke huschten von einem Mann zum anderen.

»Schade«, sagte Ammanas.

Cotillion nickte leicht, dann räusperte er sich. »Es wird einige Zeit dauern.«

»Haben wir die denn?«, wollte Ammanas mit einem amüsierten Unterton wissen. »Zur wahren Rache gehört das langsame, vorsichtige Anschleichen an das Opfer. Hast du die Qualen vergessen, die Laseen uns bereitet hat? Sie steht schon mit dem Rücken zur Wand. Vielleicht wird sie stürzen, ohne dass wir etwas dazu beitragen. Wo läge dann die Befriedigung?«

Cotillions Antwort war kühl und trocken. »Du hast die Imperatrix schon immer unterschätzt. Deshalb sind wir jetzt auch in dieser Lage ... Nein.« Er deutete auf das Fischermädchen. »Wir brauchen sie. Laseen hat sich den Zorn von Mondbrut zugezogen, und das ist so ziemlich das größte Hornissennest, das es jemals gegeben hat. Der Zeitpunkt ist perfekt.«

Ganz schwach drangen zwischen dem angsterfüllten Gewieher der Pferde nun auch die Schreie von Männern und Frauen an das Ohr des Mädchens; die Geräusche schnitten ihr tief ins Herz. Ihre Blicke huschten zum Straßenrand, wo die leblose Gestalt von Rigga lag, und dann zurück zu Ammanas, der langsam auf sie zukam. Sie wollte fortlaufen, doch ihre Knie waren weich und zitterten. Er trat ganz nah an sie heran und schien sie sorgfältig zu mustern, obwohl die Schatten unter seiner Kapuze undurchdringlich blieben.

»Du bist ein Fischermädchen?« Die Frage klang freundlich.

Sie nickte.

»Hast du einen Namen?«

»Das reicht!«, knurrte Cotillion. »Sie ist keine Maus, mit der du spielen kannst, Ammanas. Außerdem habe ich sie ausgewählt, und daher werde ich auch ihren Namen bestimmen.«

Ammanas wich einen Schritt zurück. »Schade«, sagte er noch einmal.

Das Mädchen hob flehend die Hände. »Bitte«, bettelte sie, an Cotillion gewandt, »ich habe nichts getan! Mein Vater ist ein armer

Mann, aber er wird Euch alles geben, was er hat. Er braucht mich, und das Garn ... er wartet bestimmt schon auf mich!« Sie spürte, dass sie sich nass gemacht hatte, und setzte sich schnell auf den Boden. »Ich habe nichts getan!« Scham stieg in ihr auf, und sie legte die Hände in den Schoß. »Bitte.«

»Mir bleibt keine andere Wahl, mein Kind«, sagte Cotillion. »Du kennst jetzt unsere Namen.«

»Ich habe sie noch nie gehört«, schluchzte das Mädchen.

Der Mann seufzte. »In Anbetracht dessen, was gerade da vorn auf der Straße passiert, wird man dich ausfragen, Kind. Und zwar auf sehr unerfreuliche Weise. Es gibt nämlich Leute, die unsere Namen kennen.«

»Du musst wissen, Schätzchen«, fügte Ammanas hinzu und bemühte sich, ein Kichern zu unterdrücken, »dass wir eigentlich gar nicht hier sein sollten. Es gibt Namen – und es gibt *Namen*.« Er drehte sich zu Cotillion um und sagte mit kalter Stimme: »Wir müssen uns um ihren Vater kümmern. Mit meinen Hunden?«

»Nein«, sagte Cotillion, »er soll am Leben bleiben.«

»Wie dann?«

»Ich vermute, Gier wird ausreichen«, sagte Cotillion, »wenn erst einmal reiner Tisch gemacht ist.« Die folgenden Worte trafen vor Sarkasmus. »Ich bin sicher, du kannst den magischen Teil in dieser Angelegenheit übernehmen, oder?«

Ammanas kicherte. »Hütet euch vor den Schatten, auch wenn sie Geschenke bringen.«

Cotillion wandte sich wieder dem Mädchen zu. Er streckte die Arme zur Seite aus. Die Schatten, die seine Gesichtszüge in Dunkelheit hüllten, wogten nun um seinen ganzen Körper.

Ammanas sprach wieder. Dem Mädchen schien es, als würden seine Worte von ganz weit her zu ihr dringen. »Sie ist ideal. Die Imperatrix wird niemals ihre Spur finden, sie kann allenfalls einen Verdacht hegen.« Er hob die Stimme. »Es ist nicht das Schlechteste, Schätzchen, die Schachfigur eines Gottes zu sein.«

»Zerren und stoßen«, sagte das Mädchen schnell.

Cotillion zögerte angesichts ihrer eigenartigen Bemerkung einen

Moment, dann zuckte er die Schultern. Die Schatten wirbelten auf und umschlossen das Mädchen. Bei ihrer kalten Berührung stürzte ihr Geist in die Dunkelheit. Das Letzte, was sie flüchtig wahrnahm, war das weiche Wachs der Kerze in ihrer rechten Hand und wie es zwischen den Fingern ihrer geballten Faust hervorzuquellen schien.

Der Hauptmann verlagerte sein Gewicht im Sattel und warf der Frau, die an seiner Seite ritt, einen Blick zu. »Wir haben die Straße in beiden Richtungen gesperrt, Mandata, und alle Reisenden weiter ins Inland umgeleitet. Bis jetzt ist noch nichts durchgesickert.« Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und zuckte zusammen. Die Wollkappe unter seinem Helm hatte ihm die Haut aufgeschauert.

»Ist irgendetwas nicht in Ordnung, Hauptmann?«

Er schüttelte den Kopf, blickte aus zusammengekniffenen Augen die Straße entlang. »Der Helm sitzt locker. Als ich ihn das letzte Mal getragen habe, hatte ich noch mehr Haare.«

Die Mandata der Imperatrix antwortete nicht.

Die Morgensonne tauchte die weiße, staubige Straße in beinahe blendendes Licht. Der Hauptmann spürte, wie ihm überall am Körper der Schweiß hinunterlief, und der gepanzerte Nackenschutz seines Helms scheuerte immer wieder über die Haare in seinem Nacken. Schon jetzt tat ihm das Kreuz weh. Es war Jahre her, seit er das letzte Mal auf einem Pferd gesessen hatte, und er gewöhnte sich nur langsam wieder daran. Bei jedem Stoß des Sattels spürte er seine Rückenwirbel knirschen.

Es war lange her, dass er sich allein auf Grund des Titels einer Person aufgerichtet hatte. Aber dies war die Mandata der Imperatrix, Laseens persönliche Dienerin, eine Verkörperung ihres imperialen Willens. Das Letzte, was der Hauptmann wollte, war, dass diese gefährliche junge Frau etwas von seinem Elend mitbekam.

Ein Stück weiter vorn begann die Straße sich in Serpentina den Hügel hinaufzuwinden. Von links kam ein Wind, der nach Meer roch und durch die knospenden Bäume piffte, die diese Seite der Straße säumten. Am Nachmittag würde dieser Wind so heiß sein, als

käme er direkt aus dem Ofen eines Bäckers, und den Gestank der Schlammlöcher mitbringen. Und noch ganz andere Dinge ... Der Hauptmann hoffte, zu diesem Zeitpunkt wieder in Kan zu sein.

Er versuchte, nicht an den Ort zu denken, dem sie entgegenritten. Sollte das doch die Mandata tun. In den Jahren, die er nun schon im Dienst des Imperiums stand, hatte er genug gesehen, um zu wissen, wann es am besten war, sich rauszuhalten. Dies war ein solcher Augenblick.

»Ihr seid hier schon lange stationiert, nicht wahr, Hauptmann?« fragte die Mandata.

»Hmm.«

Sie wartete einen Augenblick, dann bohrte sie nach. »Wie lange?«

Er zögerte. »Dreizehn Jahre, Mandata.«

»Dann habt Ihr schon unter dem Imperator gekämpft«, sagte sie.

»Hmm.«

»Und die Säuberungen überlebt.«

Der Hauptmann starrte sie an. Falls sie seine Blicke spürte, so zeigte sie es jedenfalls nicht. Ihre Augen blieben auf die Straße gerichtet. Sie saß locker im Sattel, das Langschwert unter ihrem linken Arm – griffbereit für einen Kampf zu Pferd. Ihr Haar war entweder kurz geschnitten oder sie hatte es unter ihrem Helm hochgebunden. Wahrscheinlich war sie sehr geschmeidig, vermutete der Hauptmann.

»Seid Ihr fertig?«, fragte sie. »Ich habe gerade von den Säuberungen gesprochen, die auf Veranlassung von Imperatrix Laseen nach dem vorzeitigen Tod ihres Vorgängers stattgefunden haben.«

Der Hauptmann biss die Zähne zusammen und senkte das Kinn, um den Helmriemen zu lösen. Er hatte keine Zeit gehabt, sich zu rasieren, und die Schnalle scheuerte. »Es wurden nicht alle getötet, Mandata. Die Menschen von Itko Kan sind nicht besonders reizbar. Es hat hier weder Aufstände noch Massenhinrichtungen wie in anderen Teilen des Imperiums gegeben. Wir haben alle einfach nur stillgehalten und abgewartet.«

»Ihr seid kein Adliger, nehme ich an, Hauptmann?«, meinte die Mandata mit einem dünnen Lächeln.

Er grunzte. »Wenn ich von Adel wäre, hätte ich nicht überlebt, nicht einmal hier in Itko Kan. Das wissen wir doch beide. Ihre Befehle waren sehr präzise, und nicht einmal die komischen Kanesen hätten es gewagt, sich der Imperatrix zu widersetzen.« Er machte ein finsternes Gesicht. »Nein, ich habe mich hochgedient, Mandata.«

»Wo wart Ihr zuletzt stationiert?«

»In der wickanischen Ebene.«

Sie ritten einige Zeit schweigend weiter, passierten hin und wieder Soldaten, die entlang der Straße postiert waren. Zu ihrer Linken machten die Bäume zerzaustem Heidekraut Platz und gaben den Blick auf die schaumgekrönte Weite der See frei. »Das Gelände, das Ihr abgeriegelt habt – wie viele Eurer Leute habt Ihr eingesetzt, um darauf zu patrouillieren?«, ergriff die Mandata wieder das Wort.

»Elfhundert«, erwiderte der Hauptmann.

Sie drehte sich zu ihm um; ihre kühl blickenden Augen unter dem Helmrand verengten sich leicht.

Der Hauptmann studierte ihren Gesichtsausdruck. »Das Gemetzel erstreckt sich eine halbe Länge vom Meer und eine Viertellänge landeinwärts, Mandata.«

Die Frau sagte nichts.

Sie näherten sich der Hügelkuppe. Eine größere Anzahl Soldaten hatte sich dort oben versammelt, und andere warteten entlang des Hangs. Alle hatten sich umgedreht, um zu ihnen herüberzusehen.

»Seid bereit, Mandata.«

Die Frau musterte die Gesichter am Straßenrand. Sie wusste, dass dies harte Männer und Frauen waren, Veteranen der Belagerung von Li Heng und der Wickan-Kriege auf den Ebenen im Norden. Aber hier waren sie auf etwas gestoßen, das sie angeschlagen und verletztlich gemacht hatte. In ihren Augen stand eine Sehnsucht, die die Mandata beunruhigend fand – als hungerten sie nach Antworten. Sie unterdrückte den Drang, ihnen etwas zu sagen, als sie vorbeiritt, irgendwelche tröstenden Worte zu sprechen. Wie auch immer – es war nicht ihre Art, solche Gaben zu verteilen, war es nie gewesen. In dieser Beziehung ähnelte sie der Imperatrix sehr.

Von jenseits der Hügelkuppe drangen die Schreie von Möwen und

Krähen an ihr Ohr, Geräusche, die sich zu einem schrillen Lärm steigerten, als sie die Hügelkuppe erreichten. Ohne die Soldaten links und rechts der Straße zu beachten, trieb die Mandata ihr Pferd vorwärts. Der Hauptmann blieb dicht hinter ihr. Sie kamen zum Kamm und machten Halt. Die Straße führte hier vielleicht eine Fünftellänge abwärts und stieg erst in der Ferne wieder zu einem Vorgebirge auf.

Tausende von Möwen und Krähen bedeckten den Boden, bevölkerten die Bewässerungsgräben oder hockten im niedrigen, struppigen Heidekraut und Stechginster. Unter diesem sich ständig bewegendem Meer von schwarzen und weißen Vogelleibern war der Boden gleichmäßig rot. Hier und dort ragten die halb skelettierten Kadaver von Pferden aus dem Durcheinander, und zwischen den kreischenden Vögeln blitzte Eisen auf.

Der Hauptmann löste seinen Helm. Er nahm ihn langsam vom Kopf und hängte ihn schließlich an den Sattelknopf. »Mandata ...«

»Ich heiße Lorn«, sagte die Frau leise.

»Einhundertfünfundsiebzig Männer und Frauen. Zweihundertzehn Pferde. Das neunzehnte Regiment der Achten Kavallerie von Itko Kan ...« Irgendetwas schien dem Hauptmann die Kehle zuzuschnüren. Er sah Lorn an. »Tot.« Sein Pferd scheute, als ihm eine von unten heraufwehende Brise in die Nüstern stieg. Der Hauptmann riss wild an den Zügeln. Das Tier erstarrte, die Nüstern gebläht, die Ohren angelegt, mit zitternden Muskeln. Der Hengst der Mandata stand so still da wie eine Statue. »Alle hatten ihre Waffen gezogen. Und alle haben gegen den Feind gekämpft – wer auch immer sie angegriffen hat. Aber alle Toten sind unsere Leute.«

»Ihr habt den Strand überprüft?«, fragte Lorn. Sie starrte noch immer die Straße entlang.

»Nicht das geringste Anzeichen einer Landung«, erwiderte der Hauptmann. »Es gibt überhaupt keine Spuren, weder zum Meer hin noch landeinwärts. Aber es gibt noch mehr Tote, Mandata. Bauern, Fischer, Reisende, die auf der Straße unterwegs waren. Alle in Stücke gerissen, ihre Gliedmaßen verstreut – Kinder, Vieh, Hunde.« Er verstummte und wandte sich ab. »Mehr als vierhundert Tote«, sag-

te er mit krächzender Stimme. »Wir wissen die genaue Zahl noch nicht.«

»Natürlich«, sagte Lorn. Ihr Tonfall verriet nichts von ihren Gefühlen. »Und es gibt keine Zeugen?«

»Nein, keinen einzigen.«

Ein Mann kam unten auf der Straße auf sie zugeritten. Er saß weit vornübergebeugt im Sattel und sprach die ganze Zeit auf sein Pferd ein, während er das verängstigte Tier mitten durch das Gemetzel lenkte. Vögel flogen laut kreischend vor ihm auf, um sich wieder auf den Kadavern niederzulassen, sobald er vorbei war.

»Wer ist das?«, fragte die Mandata.

»Leutnant Ganoes Paran«, brummte der Hauptmann. »Aus Unta. Er ist neu in meinem Kommando.«

Lorn betrachtete den jungen Mann aus leicht zusammengekniffenen Augen. Er hatte am Rand der Senke Halt gemacht, um den dort Arbeitenden Befehle zu erteilen. Dann richtete er sich im Sattel auf und blickte in ihre Richtung. »Paran. Aus dem Haus Paran?«

»Hm, richtig alter Adel, mit allem, was dazugehört.«

»Ruft ihn her.«

Der Hauptmann winkte, und der Leutnant drückte seinem Reittier die Fersen in die Flanken. Einen Augenblick später zügelte er es neben ihnen und salutierte.

Pferd und Reiter waren von Kopf bis Fuß mit Blutspritzern und kleinen Fleischfetzen bedeckt. Fliegen und Wespen umschwirrten beide aufgeregt. Lorn konnte in Leutnant Parans Gesicht nichts von der Jugend entdecken, die eigentlich dort hingehörte. Davon einmal abgesehen, war es ein Gesicht, das man sich durchaus anschauen konnte.

»Habt Ihr die andere Seite überprüft, Leutnant?«, fragte der Hauptmann.

Paran nickte. »Jawohl, Hauptmann. Am Fuße des Vorgebirges befindet sich ein kleines Fischerdorf, vielleicht ein Dutzend Hütten. Außer in zweien liegen in allen Leichen. Die meisten Boote scheinen da zu sein; ein Liegeplatz ist allerdings leer.«

»Beschreibt mir die leeren Hütten, Leutnant«, mischte Lorn sich ein.

Er schlug nach einer allzu aufdringlichen Wespe, bevor er antwortete. »Eine liegt ziemlich weit oben am Strand, direkt an dem Pfad, der zur Straße führt. Wir glauben, dass sie der alten Frau gehört, die wir ungefähr eine halbe Länge südlich von hier tot auf der Straße gefunden haben.«

»Wie kommt Ihr darauf?«

»Weil die Dinge, die wir in der Hütte gefunden haben, zu einer alten Frau passen, Mandata. Außerdem scheint sie häufig Kerzen angezündet zu haben. Talgkerzen, genauer gesagt. Die alte Frau auf der Straße hatte einen Sack voller Rüben und eine Hand voll Talgkerzen bei sich. Talg ist hier teuer, Mandata.«

»Wie oft seid Ihr schon über dieses Schlachtfeld geritten, Leutnant?«, fragte Lorn.

»Oft genug, um mich daran gewöhnt zu haben«, antwortete Paran und verzog dabei das Gesicht.

»Und was ist mit der zweiten leeren Hütte?«

»Die gehörte wahrscheinlich einem Mann und einem Mädchen. Sie liegt nahe an der Flutlinie, genau gegenüber von dem leeren Liegeplatz.«

»Und keine Spur von den Bewohnern?«

»Nichts, Mandata. Natürlich finden wir immer noch neue Leichen, entlang der Straße oder auf den Feldern ...«

»Aber nicht am Strand.«

»Nein.«

Die Mandata runzelte die Stirn. Sie war sich der Tatsache bewusst, dass beide Männer sie beobachteten. »Hauptmann, mit was für Waffen sind Eure Soldaten getötet worden?«

Der Hauptmann zögerte, warf dem Leutnant schließlich einen auffordernden Blick zu. »Ihr seid dort unten rumgekrochen, Paran. Dann lasst mal Eure Meinung hören.«

Paran antwortete mit einem knappen Lächeln. »Jawohl, Hauptmann. Natürliche Waffen, Hauptmann.«

Der Hauptmann verspürte ein flaes Gefühl im Magen. Er hatte gehofft, er hätte sich vielleicht getäuscht.

»Was meint Ihr mit ›natürlichen Waffen‹?«, fragte Lorn.

»Zähne ... große, scharfe Zähne ...«

Der Hauptmann räusperte sich. »Es hat in Itko Kan seit mehr als hundert Jahren keine Wölfe mehr gegeben. Wie dem auch sei, keiner der Kadaver ...«

»Wenn das Wölfe waren«, sagte Paran und drehte sich um, damit er einen Blick auf das Schlachtfeld werfen konnte, »müssen sie so groß gewesen sein wie Maultiere. Und es gibt keine Spuren, Mandata. Noch nicht einmal ein Fellbüschel.«

»Also keine Wölfe«, sagte Lorn.

Paran zuckte die Achseln.

Die Mandata holte tief Luft, hielt einen Moment den Atem an und atmete mit einem leisen Seufzen wieder aus. »Ich möchte dieses Fischerdorf sehen.«

Der Hauptmann griff nach seinem Helm, aber die Mandata schüttelte den Kopf. »Es reicht, wenn Leutnant Paran mich begleitet, Hauptmann. Ich würde vorschlagen, Ihr übernehmt in der Zwischenzeit persönlich das Kommando über Eure Leute. Die Toten müssen so schnell wie möglich weggeschafft werden. Alle Hinweise auf dieses Massaker müssen beseitigt werden.«

»Verstanden, Mandata«, sagte der Hauptmann und hoffte, dass ihm die Erleichterung nicht anzuhören war.

Lorn wandte sich an den jungen Adligen. »Nun, Leutnant?«

Er nickte und setzte mit einem Zungenschmalzen sein Pferd in Bewegung.

Als die Vögel in Scharen vor ihnen aufflogen, stellte die Mandata fest, dass sie den Hauptmann beneidete. Die aufgeschreckten Aasfresser gaben den Blick auf einen Flickenteppich aus Rüstungsteilen, Knochen und Fleisch frei. Die Luft war heiß und schwül, und es stank widerlich. Sie sah Soldaten, deren immer noch behelmte Köpfe von gewaltigen, unglaublich starken Kiefern zermalmt worden waren. Sie sah in Fetzen gerissene Rüstungen, zerschmetterte Schilde und ausgerissene Arme und Beine. Lorn ertrug es nur wenige Minuten, das Szenario um sie herum sorgfältig zu betrachten, dann richtete sie – unfähig, das Ausmaß dieses Gemetzels zu erfassen – den Blick auf das Vorgebirge, das ein Stück vor ihnen lag. Ihr

Hengst, der einer besonders edlen Zucht aus dem Reich der Sieben Städte entstammte und ein echtes Schlachtross und der Spross einer langen Ahnenreihe von für Kampf und Krieg ausgebildeten Vorfahren war, hatte seinen stolzen, unnachgiebigen Schritt verloren und setzte sorgfältig Huf vor Huf.

Lorn spürte, dass sie Ablenkung brauchte. Zum Beispiel, indem sie mit dem Leutnant ein Gespräch begann. »Habt Ihr schon Eure Bestallung erhalten, Leutnant?«

»Nein, Mandata. Aber ich gehe davon aus, dass ich in der Hauptstadt stationiert sein werde.«

Sie wölbte eine Augenbraue. »Ah, ja. Und wie wollt Ihr das hinkriegen?«

Paran blickte starr geradeaus; ein dünnes Lächeln spielte um seine Lippen. »Das wird schon arrangiert werden.«

»Ich verstehe.« Lorn schwieg einen Moment. »Die Adligen haben eine ganze Weile darauf verzichtet, nach Posten in der Armee zu streben, und stattdessen die Köpfe eingezogen, nicht wahr?«

»Seit den Anfängen des Imperiums. Der Imperator war uns nicht besonders gewogen. Die Imperatrix scheint hingegen andere Interessen zu haben.«

Lorn betrachtete den jungen Mann. »Ich stelle fest, dass Ihr es liebt, Risiken einzugehen, Leutnant«, sagte sie. »Oder aber Ihr geht in Eurer Anmaßung so weit, sogar die Mandata der Imperatrix herauszufordern. Vertraut Ihr so sehr auf die Unbesiegbarkeit Eures Blutes?«

»Seit wann ist es anmaßend, die Wahrheit zu sagen?«

»Ihr seid *wirklich* noch sehr jung, nicht wahr?«

Das saß. Paran stieg das Blut in die glatt rasierten Wangen. »Mandata, die vergangenen sieben Stunden bin ich knietief durch Blut und Körperteile gewatet. Ich habe mit Krähen und Möwen um Leichen gekämpft. Wisst Ihr, was diese Vögel hier tun? Ich meine, wisst Ihr es wirklich? Sie streiten sich um die Fleischfetzen, die sie aus den Leichen reißen. Sie werden dick und fett von Augäpfeln und Zungen, Lebern und Herzen. In ihrer rasenden Gier werfen sie die Fleischstückchen wild durch die Gegend ...« Er verstummte, riss sich sicht-

lich zusammen, während er sich im Sattel aufrichtete. »Ich bin nicht mehr jung, Mandata. Und was meine anmaßenden Worte betrifft – nichts könnte mir gleichgültiger sein. Man kann hier draußen nicht um den heißen Brei herumreden, jetzt nicht und niemals wieder.«

Sie erreichten den Hang auf der gegenüberliegenden Seite. Zur Linken führte ein schmaler Pfad hinunter zum Meer. Paran deutete darauf und lenkte sein Pferd in die angegebene Richtung.

Lorn folgte ihm; sie war in nachdenkliches Schweigen versunken und starrte den breiten Rücken des Leutnants an. Dann richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf den Weg, auf dem sie dahinritten. Der schmale Pfad zog sich am Steilufer entlang. Zur Linken fiel das Gelände etwa sechzig Fuß steil zu den Felsen ab. Es war Ebbe, und die Wellen brachen sich an einem Riff ein paar hundert Schritt vor dem Ufer. In unzähligen Felsspalten und Vertiefungen stand Wasser, in dem sich matt der bedeckte Himmel spiegelte.

Sie erreichten eine Biegung, und darunter und dahinter erstreckte sich ein halbmondförmiger Strand. Oberhalb davon, am Fuß des Vorgebirges, lag ein flaches, grasbewachsenes Stück Land, auf dem ein Dutzend Hütten kauerten.

Die Mandata ließ ihren Blick hinaus aufs Meer schweifen. Die Boote lagen auf ihren flachen Bordwänden neben den Anlegepfählen. Der von der Ebbe freigegebene Strand war leer, und nicht ein einziger Vogel war in Sicht.

Sie zügelte ihr Pferd. Einen Augenblick später drehte sich Paran nach ihr um und tat dasselbe. Er sah, wie sie ihren Helm abnahm und ihr langes, kastanienbraunes Haar ausschüttelte. Es war schweißnass und strähnig. Der Leutnant ritt zu ihr zurück, einen fragenden Ausdruck im Gesicht.

»Leutnant Paran, Ihr habt Eure Worte gut gewählt.« Sie sog die salzgeschwängerte Seeluft tief in die Lungen, dann blickte sie ihn an. »Ich fürchte, Ihr werdet nicht in Unta stationiert werden. Ihr erhaltet Eure Befehle in Zukunft direkt von mir, denn Ihr seid ab sofort ein bevollmächtigter Offizier in meinem Stab.«

Er sah sie aus zusammengekniffenen Augen an. »Was ist mit den Soldaten da hinten geschehen, Mandata?«

Sie antwortete nicht sofort, lehnte sich lediglich ein wenig im Sattel zurück und starrte hinaus aufs Meer. »Jemand ist hier gewesen. Ein überaus mächtiger Zauberer«, sagte sie. »Es ist etwas geschehen, und wir sollen nicht herausfinden, was es war.«

Paran blieb der Mund offen stehen. »Die Ermordung von vierhundert Menschen war nichts weiter als ein Ablenkungsmanöver?«

»Wäre der Mann mit seiner Tochter zum Fischen draußen gewesen, wären sie mit der Flut zurückgekehrt.«

»Aber ...«

»Ihr werdet ihre Leichen nicht finden, Leutnant.«

Paran war verwirrt. »Und was jetzt?«

Sie sah ihn an, wendete dabei ihr Pferd. »Wir reiten zurück.«

»Das war alles?« Er starrte ihr nach, als sie ihr Pferd den schmalen Pfad hinauflenkte, dann ritt er hinter ihr her, um sie einzuholen. »Einen Moment, Mandata«, sagte er, als er sie erreicht hatte.

Sie warf ihm einen warnenden Blick zu.

Paran schüttelte den Kopf. »Nein. Wenn ich ab jetzt zu Eurem Stab gehöre, muss ich mehr über das wissen, was hier vorgeht.«

Sie setzte ihren Helm wieder auf und zog den Kinnriemen fest. Ihr langes Haar fiel in zerzausten Strähnen über ihren Umhang. »Also gut. Wie Ihr wisst, Leutnant, bin ich keine Magierin ...«

»Nein«, unterbrach Paran sie mit einem kalten Grinsen, »Ihr jagt sie nur und tötet sie.«

»Unterbrecht mich nicht noch einmal, Leutnant. Also, wie ich gesagt habe, bin ich eine Art Gegenmittel zu Zauberei und Magie. Das bedeutet, dass ich zwar keine Magie ausübe, aber nichtsdestotrotz ein Verhältnis zu ihr habe. In gewisser Weise zumindest. Man könnte vielleicht sagen, wir kennen einander. Ich kenne die Muster der Zauberei, und ich kenne die Muster der Gehirne, die sich ihrer bedienen. Wir sollen zu dem Schluss kommen, dass das Gemetzel echt war – und dass es ein Zufall war. Aber es war weder das eine noch das andere. Es gibt eine Spur, und die müssen wir finden.«

Paran nickte langsam.

»Eure erste Aufgabe, Leutnant, ist es, in diese Stadt zu reiten, in der der Markt stattfindet ... Wie war noch mal ihr Name?«

»Gerrom.«

»Ach ja, Gerrom. Dort wird man dieses Fischerdorf kennen, denn diese Leute haben ihren Fang in Gerrom verkauft. Fragt ein bisschen herum, findet heraus, ob jemand eine Fischerfamilie kennt, die nur aus einem Mann und seiner Tochter bestanden hat. Ich brauche ihre Namen und vernünftige Beschreibungen. Wendet Euch an das Militär, wenn die Städter widerspenstig sein sollten.«

»Das werden sie nicht«, sagte Paran. »Die Kanesen sind ein hilfsbereites Volk.«

Sie waren wieder oben angekommen und hielten dort an, wo der Pfad auf die Straße stieß. Unten bewegten sich Wagen zwischen den Leichen, Ochsen schrien und stampften mit blutverschmierten Hufen, Soldaten brüllten, und über allem wirbelten tausende von Vögeln durch die Luft. Es stank nach Panik. Am anderen Ende des Schlachtfelds stand der Hauptmann, in einer Hand den Helm, der am Kinnriemen baumelte.

Die Mandata starrte mit harten Augen auf die Szene hinunter. »Ich hoffe um ihretwillen, dass Ihr Recht habt, Leutnant.«

Als er die beiden Reiter näher kommen sah, sagte eine innere Stimme dem Hauptmann, dass seine angenehmen Tage in Itko Kan gezählt waren. Sein Helm erschien ihm auf einmal viel schwerer als sonst. Der Hauptmann beugte Paran. Dieser dünnblütige Bastard hatte es gut. *An hundert Fäden wird der Schritt für Schritt zu einem schnuckeligen Posten in irgendeiner friedlichen Stadt hochgezogen.*

Er sah, dass Lorn ihn musterte, als die beiden die Hügelkuppe erreichten. »Hauptmann, ich habe eine Bitte an Euch.«

Der Hauptmann grunzte. *Eine Bitte? Zur Hölle! Die Imperatrix muss jeden Morgen in ihre Schuhe schauen, um sicherzugehen, dass die hier nicht schon drinsteht.* »Selbstverständlich, Mandata.«

Die Frau stieg vom Pferd, und Paran folgte ihrem Beispiel. Das Gesicht des Leutnants war völlig unbewegt. War das Arroganz – oder hatte die Mandata ihn zum Nachdenken gebracht?

»Hauptmann«, begann Lorn, »soweit ich weiß, ist in Kan ein Re-

krutierungszug unterwegs. Werden auch Leute von außerhalb der Städte aufgenommen?»

»In die Armee? Ja, sicher, die meisten kommen sogar aus dem Umland. Die Städter müssten viel zu viel aufgeben. Außerdem erfahren sie die schlechten Nachrichten immer zuerst. Die meisten Bauern haben keine Ahnung, dass in Genabackis so ziemlich alles schiefgegangen ist. Viele von ihnen glauben sowieso, dass die Städter zu viel jammern. Darf ich fragen, welchen Hintergrund Eure Frage hat?»

»Ihr dürft.« Lorn drehte sich um und sah den Soldaten zu, die sich bemühten, die Straße zu räumen. »Ich brauche eine Liste aller Rekruten, die innerhalb der letzten beiden Tage aufgenommen worden sind. Aber ich brauche nur die, die von außerhalb sind; die anderen, die in den Städten geboren wurden, sind unwichtig. Und nur die Frauen und/oder alten Männer.«

Der Hauptmann grunzte erneut. »Das dürfte eine kurze Liste werden, Mandata.«

»Das hoffe ich sehr, Hauptmann.«

»Ihr habt herausgefunden, was hinter dieser Geschichte steckt?»

Lorn war noch immer damit beschäftigt, den Soldaten unten auf der Straße zuzusehen. »Ich habe nicht die leiseste Ahnung.«

Na klar, dachte der Hauptmann, *und ich bin der wiedergeborene Imperator*. »Wie bedauerlich«, murmelte er.

»Ach, übrigens«, wandte die Mandata sich ihm zu, »Leutnant Paran gehört jetzt zu meinem Stab. Ich gehe davon aus, dass Ihr die notwendigen Formalitäten erledigen werdet.«

»Wie Ihr wünscht, Mandata. Ich liebe Papierkram.«

Die letzten Worte bescherten ihm ein dünnes Lächeln. Dann war es auch schon wieder verschwunden. »Leutnant Paran wird sofort aufbrechen.«

Der Hauptmann sah zu dem jungen Adligen hinüber und lächelte. Es war ein Lächeln, das alles sagte. Für die Mandata zu arbeiten hieß den Köder an der Angel zu spielen. Die Mandata war der Haken, und das andere Ende der Schnur hielt die Imperatrix in der Hand. Soll er sich ruhig ordentlich winden ...

Ein säuerlicher Ausdruck glitt über Parans Gesicht. »Jawohl, Mandata.« Er stieg wieder aufs Pferd, salutierte und ritt davon.

Der Hauptmann sah ihm nach. »Sonst noch etwas, Mandata?«, fragte er die Frau neben ihm.

»Ja.«

Ihr Tonfall veranlasste ihn, sich umzudrehen.

»Es geht um die Eingriffe der Adligen in die imperiale Kommandostruktur; dazu würde ich gerne die Meinung eines Soldaten hören.«

Der Hauptmann starrte sie an. »Das ist keine besonders schöne Geschichte.«

»Fangt an.«

Der Hauptmann begann zu reden.

Es war der achte Tag der Rekrutierung, und Sergeant Aragan saß mit trüben Augen hinter seinem Schreibtisch, als ein weiterer Welp von dem Korporal vorwärtsgestoßen wurde. Sie hatten hier in Kan ziemlich viel Glück gehabt. Die beste Ernte erhält man in der tiefsten Provinz, hatte Kans Faust gesagt. Alles, was die Leute hier mitkriegen, sind Geschichten. Geschichten fügen dir keine blutenden Wunden zu. Geschichten lassen dich nicht hungrig werden und tragen dir auch keine wunden Füße ein. Wenn du jung bist und nach Schweinestall stinkst und davon überzeugt bist, dass es auf der ganzen verdammten Welt keine Waffe gibt, die dich verletzen kann, dann ist das Einzige, was Geschichten bewirken, dass du gerne an ihnen teilhaben würdest.

Die alte Frau hatte Recht gehabt. Wie üblich. Diese Menschen hatten so lange unter der Knute gelebt, dass es ihnen mittlerweile gefiel. Nun gut, dachte Aragan, das Lernen fängt hier an.

Es war ein schlechter Tag gewesen. Angefangen hatte es damit, dass der hiesige Hauptmann mit drei Kompanien davongeprescht war, ohne den geringsten Hinweis – und sei es auch nur ein Gerücht – zurückzulassen, was eigentlich los war. Und als wäre das nicht schon schlimm genug gewesen, war keine zehn Minuten später La-seens Mandata aus Unta aufgetaucht. Sie war mittels eines dieser un-

heimlichen magischen *Gewirre* hierhergelangt. Obwohl er sie nie zuvor gesehen hatte, überlief es ihn schon kalt, wenn der heiße trockene Wind ihren Namen wisperte. Die Magiertöterin – der Skorpion in der Tasche des Imperiums.

Aragan starrte mit finsterner Miene auf seine Schreibtafel und wartete, bis der Korporal sich räusperte. Dann erst sah er auf.

Der Rekrut, der da vor seinem Schreibtisch stand, ließ den Sergeant verblüfft zusammenzucken. Er öffnete den Mund, um sämtliche Milchgesichter mit der beißenden Tirade zu verjagen, die ihm auf der Zunge lag. Eine Sekunde später schloss er ihn wieder, ohne ein einziges Wort gesagt zu haben. Kans Faust hatte klare, eindeutige Anweisungen gegeben: solange sie zwei Arme, zwei Beine und einen Kopf haben – nehmt sie! Der Genabackis-Feldzug war ein riesiger Schlamassel; die Armee brauchte Frischfleisch.

Er grinste das Mädchen an. Sie entsprach hundertprozentig der Beschreibung, die die Faust gegeben hatte. Trotzdem ... »Also gut, Schätzchen, dir ist klar, dass du dich angestellt hast, um der Armee des Imperiums beizutreten, ja?«

Das Mädchen nickte. Sie hielt ihren festen, kühlen Blick unverwandt auf Aragan gerichtet. Das Gesicht des Rekrutierungsoffiziers verhärtete sich. *Verdammt, die kann doch nicht älter sein als zwölf oder dreizehn! Wenn das meine Tochter wäre ...*

Wieso sehen ihre Augen so verdammt alt aus? Etwas Ähnliches hatte er das letzte Mal in Genabackis gesehen, außerhalb des Mott-Waldes; er war über Felder marschiert, über die eine seit fünf Jahren anhaltende Dürre und ein doppelt so langer Krieg hinweggezogen waren. Nur der Hunger brachte solch alte Augen hervor – oder der Tod. Er blickte sie finster an. »Wie heißt du, Mädchen?«

»Dann bin ich also dabei?«, fragte sie ruhig.

Aragan nickte; sein Kopf hämmerte plötzlich wie wild. »Du wirst deine Zuweisung binnen einer Woche erhalten, es sei denn, du hast eine besondere Vorliebe.«

»Der Genabackis-Feldzug«, antwortete das Mädchen, ohne zu zögern. »Unter dem Kommando von Hohefaust Dujek Einarm. In Dujeks Kriegsbeer.«

Aragan blinzelte. »Ich werde eine entsprechende Anmerkung machen«, sagte er sanft. »Wie ist dein Name, Soldatin?«

»Leida, mein Name ist Leida ...«

Aragan notierte sich den Namen auf seiner Schreibtafel. »Wegtreten, Soldatin. Der Korporal wird dir erklären, wo du hingehen sollst.« Als sie schon fast die Tür erreicht hatte, schaute er auf. »Und wasch dir den Schlamm von den Füßen.«

Aragan schrieb noch einen Augenblick weiter, dann hörte er schlagartig auf. Es hatte seit Wochen nicht mehr geregnet. Und der Schlamm hier hatte eine Farbe, die irgendwo zwischen Grün und Grau lag, jedenfalls war er nicht dunkelrot. Er warf den Stift auf den Schreibtisch und massierte sich die Schläfen. *Nun ja, zumindest lassen diese verdammten Kopfschmerzen nach.*

Gerrom lag eineinhalb Längen landeinwärts an der Alten Straße, einer Durchgangsstraße aus vorimperialer Zeit, die kaum noch benutzt wurde, seit es die Imperiale Küstenstraße gab. Die meisten Reisenden – größtenteils Bauern und Fischer aus der Gegend – waren in diesen Tagen zu Fuß unterwegs. Lediglich ausgefranste, zerrissene Kleiderbündel, zerbrochene Körbe und breit getrampeltes Gemüse, das überall auf der Straße verstreut herumlag, kündete von ihnen. Wie der letzte Wächter, der den Abfall eines Massenaufbruchs beaufsichtigte, stand ein lahmes Maultier stumm knöcheltief in einem Reisfeld in der Nähe. Es warf Paran einen verlorenen Blick zu, als er vorbeiritt.

Der Abfall sah aus, als wäre er höchstens einen Tag alt, denn die Früchte und grünblättrigen Gemüsepflanzen begannen gerade erst in der Nachmittagshitze zu verfaulen.

Während sein Pferd langsam dahintrottete, sah Paran sich wachsam um, als die ersten Gebäude der kleinen Handelsstadt im staubigen Dunst in Sicht kamen. Zwischen den schäbigen Lehmziegelhäusern bewegte sich nichts; es kamen nicht einmal Hunde herbeigerannt, um ihn herausfordernd anzubellen. Der einzige Wagen in Sichtweite besaß nur noch ein Rad. Die Stadt wirkte unheimlich – umso mehr, als nicht nur niemand zu sehen, sondern auch nichts zu

hören war. Nicht das leiseste Vogelgezwitscher durchbrach die Stille. Paran lockerte das Schwert in der Scheide.

Als er die Außengebäude erreichte, brachte er sein Pferd zum Stehen. Der Aufbruch war schnell vor sich gegangen, eine panische Flucht. Doch er sah keine Leichen, keine Anzeichen von Gewalt, nur Hinweise auf die offensichtliche Hast, mit der die Menschen aufgebrochen waren. Er holte tief Luft und atmete langsam wieder aus, dann trieb er sein Pferd weiter. Die Hauptstraße war genau betrachtet die einzige Straße der Stadt, und sie führte auf ein frei stehendes, zweistöckiges Steingebäude zu, vor dem die Straße nach links und rechts abbog. Hier befand sich der Sitz der örtlichen imperialen Schutztruppen. Die mit Blech verkleideten Rollläden waren heruntergelassen, und die Tür, die mit schweren Eisenbändern beschlagen war, war verschlossen. Paran ließ das Gebäude nicht aus den Augen, während er langsam näher kam.

Er stieg vor dem Gebäude ab und band sein Pferd an den dafür vorgesehenen Balken, dann drehte er sich um und ließ seinen Blick die Straße entlangschweifen. Nichts rührte sich. Paran drehte sich wieder zur Tür um und zog dabei die Klinge aus der Scheide.

Ein sanftes, gleichmäßiges Geräusch aus dem Innern des Gebäudes ließ ihn innehalten; es war so leise, dass er es erst jetzt, als er direkt vor der großen Tür stand, hören konnte: ein fließendes Murmeln, bei dem sich die Härchen in seinem Nacken aufrichteten. Paran setzte die Schwertspitze knapp unterhalb des eisernen Riegels an, schob ihn nach oben, bis er frei war, und stieß die Tür auf.

Er nahm Bewegung in dem Zwielflicht wahr, das drinnen herrschte, und ihm war, als hörte er in der Luft, die den widerlichen Geruch von faulendem Fleisch zu ihm herantrug, etwas wabern und rascheln. Schwer atmend, den Mund so trocken wie ein Fetzen Baumwollstoff, wartete er, bis sich seine Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten.

Er starrte in den Vorraum der Wachstation, der vor Bewegung zu flimmern schien und von einem frostigen, sanften Säuseln wie aus tausenden von Kehlen erfüllt war. Der Raum war voller schwarzer Tauben, die in eisiger Ruhe vor sich hin gurrten. Menschliche Gestalten in Uniformen lagen wild verstreut zwischen ihnen, umgeben

von Vogelkot und sanft schwebenden schwarzen Federn. Der Geruch nach Schweiß und Tod hing wie ein Schleier in der Luft.

Er machte einen Schritt in den Raum hinein. Die Tauben raschelten, scherten sich jedoch ansonsten nicht um ihn. Nicht eine einzige versuchte, durch die offene Tür zu entkommen.

Aufgedunsene Gesichter mit leeren Augen starrten ihn aus dem Dunkel an, sie waren blau angelaufen, als wären die Männer erstickt. Paran sah auf einen der Soldaten hinunter. »Heutzutage ist es nicht besonders gesund«, murmelte er, »so eine Uniform zu tragen.«

Eine Vogelschar hält die Totenwache. Welch ein Hohn. Ich glaube, schwarzer Humor ist nichts mehr für mich. Er schüttelte sich und durchquerte den Raum. Gluckend wichen die Vögel seinen Stiefeln aus. Die Tür zum Amtszimmer des Hauptmanns stand weit offen. Staub tanzte in den Lichtbahnen, die durch die Ritzen des geschlossenen Fensterladens fielen. Paran schob sein Schwert in die Scheide zurück und betrat das Amtszimmer. Der Hauptmann saß noch immer auf seinem Stuhl, das Gesicht aufgequollen und voller blauer, grüner und grauer Flecken.

Paran wischte feuchte Federn vom Schreibtisch, wühlte in den Papieren. Die Papyrusblätter zerbröselten unter seiner Berührung, die Stücke fühlten sich verfault und ölig an.

Hier hat jemand die Spur sehr gründlich verwischt.

Er drehte sich um, ging ohne rasche Bewegungen durch den Vorraum zurück, bis er wieder ins warme Sonnenlicht trat. Er schloss die Tür zu dem Gebäude, wie es ohne jeden Zweifel auch die Dorfbewohner getan hatten.

Die dunkle Blüte der Zauberei war ein Schandfleck, den nur die wenigsten genauer untersuchen wollten. Er neigte dazu, sich immer weiter auszubreiten ...

Paran band sein Pferd los, stieg in den Sattel und ritt aus der verlassenen Stadt. Er blickte sich nicht ein einziges Mal um.

Fett und aufgedunsen hockte die Sonne zwischen rot gefärbten Wolken auf dem Horizont. Paran versuchte krampfhaft, die Augen offen zu halten. Es war ein langer Tag gewesen. Ein schrecklicher Tag.

Das Land um ihn herum, das ihm einst so vertraut und sicher erschienen war, war zu etwas anderem geworden – zu einem Ort, der von dunklen Strömen der Magie aufgewühlt wurde. Er war nicht unbedingt wild darauf, die Nacht im Freien zu verbringen.

Sein Pferd trottete mit gesenktem Kopf dahin, während sie allmählich von der Abenddämmerung eingehüllt wurden. Tief in Gedanken versunken, versuchte Paran einen Sinn in all dem zu erkennen, was sich seit dem Morgen dieses Tages ereignet hatte.

Seit er dem mürrisch dreinblickenden, lakonischen Hauptmann und der Garnison von Kan entrissen worden war, hatte er seine Zukunftsaussichten gewaltig steigen sehen. Adjutant der Mandata zu werden war ein Sprung in seiner beruflichen Laufbahn, wie er ihn sich eine Woche zuvor nicht einmal in seinen kühnsten Träumen hätte vorstellen können. Trotz des Berufs, den er sich ausgesucht hatte, würden sein Vater und seine Schwestern angesichts dessen, was er erreicht hatte, ganz sicher beeindruckt sein, ihm vielleicht sogar Ehrfurcht entgegenbringen. Wie so viele andere Söhne und Töchter der Adelshäuser hatte er schon lange sein Augenmerk auf das Imperiale Militär gerichtet; er hungerte nach Ruhm und Anerkennung, und die selbstzufriedene, satte Haltung des Adels langweilte ihn. Es reizte Paran nicht, Schiffsladungen mit Wein zu koordinieren oder sich um die Pferdezucht zu kümmern – er suchte eine größere Herausforderung.

Natürlich war er nicht der Einzige, der sich freiwillig gemeldet hatte, um so leichter an eine Offiziersausbildung oder einen besonders begehrten Posten zu kommen. Er hatte einfach Pech gehabt, dass er nach Kan geschickt worden war, wo eine Veteranen-Garnison beinahe sechs Jahre lang damit beschäftigt gewesen war, ihre Wunden zu lecken, und die einem unerfahrenen Leutnant, der noch dazu von Adel war, herzlich wenig Respekt entgegengebracht hatte.

Paran vermutete, dass sich dies seit dem Gemetzel auf der Straße geändert hatte. Er hatte seine Sache besser gemacht als viele der Veteranen, was zu einem nicht geringen Teil seinem Pferd zu verdanken war, das einer hervorragenden Zucht entstammte. Darüber hinaus hatte er sich freiwillig gemeldet, die eingehende Untersuchung

zu leiten, um ihnen zu beweisen, wie kühl und sachlich er mit derartigen Aufgaben umzugehen wusste.

Er hatte sich sehr gut gehalten, obwohl die Untersuchung des Gemetzels sich als ... schwierig erwiesen hatte. Er hatte Schreie gehört, während er zwischen den Leichen herumgekrochen war, Schreie, die von irgendwoher aus seinem eigenen Kopf gekommen waren. Sein Blick hatte sich an Kleinigkeiten und Merkwürdigkeiten festgehakt – an der sonderbar verrenkten Stellung dieser Leiche, dem unerklärlichen Lächeln auf dem Gesicht jenes toten Soldaten –, aber am schlimmsten war das zu ertragen gewesen, was den Pferden angetan worden war. Verkrustete, schaumige Nüstern und Mäuler – Zeichen großen Entsetzens – und schreckliche, gewaltige und furchtbare Wunden. Die einstmals so stolzen Tiere waren mit Galle und Fäkalien besudelt, und über allem lag eine glänzende Decke aus Blut und Fleischfetzen. Beinahe hätte er um die Pferde geweint.

Er verlagerte unruhig sein Gewicht im Sattel, spürte, wie seine Hände auf dem Sattelhorn feucht wurden. Er hatte während der ganzen Episode sein Selbstvertrauen behalten, doch jetzt, da seine Gedanken zu jenem schrecklichen Bild zurückkehrten, war es fast so, als würde etwas, das bisher fest wie ein Fels in seinem Innern gestanden hatte, schwanken, zurückschrecken und sein Gleichgewicht bedrohen. Die leise Verachtung, die er denjenigen Veteranen seiner Truppe entgegengebracht hatte, die hilflos würgend am Straßenrand gekniet hatten, rächte sich jetzt. Wie ein verspäteter Schlag traf der Nachhall dessen, was er in dem Wachposten in Gerrom gesehen hatte, auf seine ohnehin schon gemarterte, geschundene Seele und zerrte an der Betäubung, die ihn noch immer fest im Griff hatte.

Paran straffte sich mit einiger Anstrengung. Er hatte der Mandata gesagt, dass seine Jugend vorüber sei. Er hatte ihr auch noch andere Dinge gesagt, furchtlos, sorglos, und hatte dabei all die Vorsicht vermissen lassen, die sein Vater ihm hinsichtlich der vielen Gesichter, die das Imperium zeigen konnte, eingetrichtert hatte.

Aus der Tiefe seines Bewusstseins stiegen alte Worte auf: *Führe ein unauffälliges Leben*. Damals hatte er diese Bemerkung zurück-

gewiesen; das tat er auch jetzt noch. Doch die Mandata war auf ihn aufmerksam geworden. Und zum ersten Mal fragte er sich, ob es wohl richtig war, stolz darauf zu sein. Der hartgesottene Kommandant, der damals, vor vielen Jahren, mit ihm auf den Wällen von Mocks Feste gestanden hatte, hätte ihm voller Verachtung vor die Füße gespuckt, hätte er jetzt vor ihm gestanden. Der Knabe war kein Knabe mehr, sondern ein Mann. *Du hättest auf meine Worte Acht geben sollen, Junge. Schau dir doch an, was aus dir geworden ist.*

Seine Stute blieb plötzlich stehen, trampelte verwirrt auf der Stelle. Paran griff nach seiner Waffe, während er sich unbehaglich im Dämmerlicht umsah. Der Weg führte durch Reisfelder; die nächsten Hütten der Bauern erhoben sich auf einem Hügelkamm, der in vielleicht hundert Schritten Entfernung parallel zur Straße verlief. Doch eine Gestalt versperrte jetzt die Straße.

Ein kalter Windhauch wallte träge heran; er veranlasste das Pferd, die Ohren anzulegen und mit geweiteten Nüstern zurückzuzucken.

Die Gestalt – ihrer Größe nach ein Mann – war in vielerlei Schattierungen von Grün gehüllt: Er trug einen Umhang, eine Kapuze, eine verblichene Tunika und leinene Beinkleider über grün gegerbten Lederstiefeln. Ein einzelnes Langmesser, eine bei den Kriegern aus dem Reich der Sieben Städte sehr beliebte Waffe, steckte in einem schmalen Gürtel. An den Händen des Mannes, die im Dämmerlicht ein wenig grau wirkten, glitzerten Ringe. Er trug eine Unmenge davon – Ringe an jedem Finger, ober- und unterhalb der Knöchel. Er hob eine Hand und hielt einen Tonkrug in die Höhe.

»Habt Ihr Durst, Leutnant?« Die Stimme des Mannes war sanft, sein Tonfall ungewohnt melodisch.

»Was habe ich mit Euch zu schaffen?«, fragte Paran. Er ließ die Hand am Griff seines Langschwerts.

Der Mann streifte seine Kapuze zurück. Er lächelte. Sein Gesicht war lang, die Haut hellgrau, und er besaß dunkle, seltsam schräg gestellte Augen. Er sah aus, als wäre er Anfang dreißig, doch sein Haar war weiß. »Die Mandata hat mich um einen Gefallen gebeten«, sagte er. »Sie wartet mit zunehmender Ungeduld auf Euren Bericht. Ich soll Euch geleiten ... mit großer Eile.« Er schüttelte den Krug.

»Aber zuerst: eine Mahlzeit. In meinen Taschen ist ein echtes Festmahl versteckt, weit mehr, als ein verschüchtertes kanesisches Dorf je bieten kann. Leistet mir Gesellschaft, hier am Straßenrand. Wir könnten uns etwas amüsieren – mit einer gepflegten Unterhaltung, oder mit der müßigen Beobachtung der Bauern, die sich endlos abrackern. Man nennt mich Topper.«

»Den Namen kenne ich«, sagte Paran.

»Nun, das solltet Ihr auch«, erwiderte Topper. »Der bin ich, leider! Das Blut eines Tiste Andii rinnt durch meine Adern und versucht ohne Zweifel, dem gewöhnlicheren menschlichen Strom zu entkommen. Meine Hand war es, die Untas königlicher Familie das Leben raubte ... dem König, der Königin, ihren Söhnen und Töchtern.«

»Und ihren Cousins und Cousinen ersten, zweiten, dritten Grades ...«

»Um alle Hoffnung auszulöschen, in der Tat. Das war meine Pflicht als Klaue mit unübertroffenen Fähigkeiten. Aber Ihr habt meine Frage noch nicht beantwortet.«

»Und die wäre?«

»Habt Ihr Durst?«

Mit finsterer Miene stieg Paran vom Pferd. »Ich dachte, Ihr hättet gesagt, die Mandata wünscht große Eile?«

»Oh, eilen werden wir, Leutnant, wenn wir erst unsere Bäuche gefüllt und uns höflich unterhalten haben.«

»Höflichkeit steht sehr weit unten auf der Liste Eurer Fähigkeiten, Klaue, wenn man Euren Ruf bedenkt.«

»Sie ist ein sorgsam gepflegter Charakterzug, doch leider habe ich in diesen grausamen Tagen nur sehr wenig Gelegenheit, diesen zur Geltung kommen zu lassen, Leutnant. Sicherlich werdet Ihr mir etwas von Eurer wertvollen Zeit schenken, da ich Euer Geleit sein werde.«

»Welche Absprachen Ihr auch immer mit der Mandata getroffen habt, sie existieren zwischen Euch und ihr«, sagte Paran, während er näher an den Mann herantrat. »Ich schulde Euch nichts, Topper. Außer Feindschaft.«

Topper hockte sich hin und zog mehrere eingewickelte Päckchen

aus den Taschen, gefolgt von zwei kristallinen Kelchgläsern. Er entkorkte den Krug. »Alte Wunden. Man gab mir zu verstehen, Ihr hättet einen anderen Weg eingeschlagen und die öden, drängelnden Reihen des Adels hinter Euch gelassen.« Er hob den Krug und füllte die Gläser mit bernsteinfarbenem Wein. »Ihr seid jetzt eins mit dem Imperium, Leutnant. Es befiehlt Euch. Ihr gehorcht seinem Willen, ohne Fragen zu stellen. Ihr seid ein kleiner Teil eines Muskels in diesem Körper. Nicht mehr, nicht weniger. Die Zeit für alten Groll ist längst vorüber. So«, er stellte den Krug ab und reichte Paran ein Glas, »trinken wir jetzt auf einen Neuanfang, Ganoes Paran, Leutnant und Adjutant der Mandata Lorn.«

Mit immer noch finsterner Miene nahm Paran das Glas entgegen.

Topper lächelte, betupfte sich die Lippen mit einem Seidentaschentuch. »Na also, das war doch gar nicht so schwierig, oder? Darf ich Euch mit Eurem auserwählten Namen ansprechen?«

»Paran ist in Ordnung. Und Ihr? Welchen Titel trägt der, der der Klaue befiehlt?«

Topper lächelte erneut. »Laseen befiehlt der Klaue noch immer. Ich unterstütze sie. So betrachtet bin auch ich eine Art Adjutant. Ihr dürft mich natürlich mit meinem auserwählten Namen ansprechen. Ich bin niemand, der auf Förmlichkeit beharrt, wenn ein angemessener Grad an Bekanntschaft erreicht ist.«

Paran setzte sich auf die matschige Straße. »Und wir haben diesen Grad erreicht?«

»In der Tat.«

»Wie seid Ihr zu diesem Schluss gekommen?«

»Tja ...« Topper begann, seine Päckchen auszuwickeln; Käse, Brot und Früchte kamen zum Vorschein. »Ich schliesse Bekanntschaften auf zweierlei Art. Die zweite habt Ihr gerade erlebt.«

»Und die erste?«

»Leider bleibt in diesen Fällen keine Zeit, sich gegenseitig vernünftig vorzustellen.«

Müde löste Paran den Kinnriemen und nahm den Helm ab. »Wollt Ihr hören, was ich in Gerrom gefunden habe?«, fragte er und fuhr sich mit einer Hand durch seinen schwarzen Haarschopf.

Topper zuckte die Schultern. »Wenn Euch danach ist.«

»Vielleicht sollte ich lieber auf meine Audienz bei der Mandata warten.«

Die Klaue lächelte. »Ihr beginnt zu lernen, Paran. Geht niemals zu leichtfertig mit dem Wissen um, das Ihr besitzt. Worte sind wie Münzen – es zahlt sich aus, sie zu horten.«

»Bis man in einem goldenen Bett stirbt«, erwiderte Paran.

»Hungrig? Ich hasse es, allein zu essen.«

Paran nahm ein Stück Brot. »Also, ist die Mandata nun wirklich ungeduldig, oder seid Ihr aus anderen Gründen hier?«

Mit einem Lächeln stand die Klaue auf. »Leider ist die Zeit für höfliche Konversation vorbei. Unser Weg öffnet sich.« Er blickte zur Straße.

Paran drehte sich um und sah, wie sich über der Straße ein Vorhang in der Luft öffnete, dem trübes gelbes Licht entströmte. *Ein Gewirr, einer der geheimen magischen Pfade.* »Beim Odem des Vermummten.« Er seufzte, versuchte, ein plötzliches Schaudern zu unterdrücken. Innerhalb der Öffnung konnte er einen gräulichen Pfad erkennen, der an beiden Seiten von niedrigen Wällen eingefasst wurde und über dem undurchdringlicher, ockergelber Nebel wogte. Luft strömte in das Portal, als würde es Atem schöpfen, und zeigte, dass der Pfad aus Asche bestand, denn die unsichtbaren Strömungen wirbelten kleine, wirbelnde Staubteufel auf.

»An so etwas werdet Ihr Euch gewöhnen müssen«, sagte Topper.

Paran ergriff die Zügel seines Pferdes und band seinen Helm am Sattelhorn fest. »Geht voran«, meinte er.

Die Klaue warf ihm einen schnellen, abschätzenden Blick zu und marschierte in das Gewirr hinein.

Paran folgte ihm. Das Portal schloss sich hinter ihnen; an seiner Stelle war nun der Pfad zu sehen, der irgendwohin führte. Itko Kan war verschwunden und mit der Provinz auch alle Anzeichen von Leben. Die Welt, die sie betreten hatten, war leer und tot. Die Wälle entlang des Pfades waren ebenfalls aus Asche, wie Paran schnell feststellte. Die Luft war wie voller Splitter und schmeckte nach Metall.

»Willkommen im Imperialen Gewirr«, sagte Topper; ein Hauch von Spott lag in seiner Stimme.

»Sehr erfreut.«

»Gewaltsam herausgehauen aus ... dem, was vorher hier war. Hat man jemals zuvor so etwas vollbracht? Das wissen nur die Götter.«
Sie marschierten los.

»Ich nehme also an«, sagte Paran, »dass kein Gott dieses Gewirr beansprucht. Das heißt, Ihr kommt um die Zölle herum, betrügt die Torhüter und die Wächter der unsichtbaren Brücken sowie all die anderen, von denen man sich erzählt, dass sie in den Gewirren leben und in den Diensten ihrer unsterblichen Meister stehen.«

Topper gab ein Knurren von sich. »Ihr glaubt wirklich, die Gewirre wären derart bevölkert? Nun ja, es ist immer erheiternd zu hören, was die Unwissenden glauben. Mir scheint, Ihr werdet ein angenehmer Gefährte auf dieser kurzen Reise sein.«

Paran schwieg. Der Horizont lag dicht hinter den aufgeschütteten Aschewällen, die Grenze zwischen ockergelbem Himmel und grauschwarzem Boden war verschwommen. Paran schwitzte in seiner Rüstung. Sein Pferd schnaubte schwer.

»Nur für den Fall, dass Ihr Euch gewundert habt«, begann Topper nach einiger Zeit. »Die Mandata weilt jetzt in Unta. Wir werden dieses Gewirr nutzen, um die Entfernung zu überbrücken – dreihundert Längen in nur wenigen Stunden. Manche Leute glauben, das Imperium sei zu groß geworden, einige glauben sogar, ihre abgelegenen Provinzen lägen außerhalb der Reichweite der Imperatrix. Wie Ihr soeben gelernt habt, Paran, können nur Narren zu solchen Überzeugungen kommen.«

Das Pferd schnaubte erneut.

»Habe ich Euch so beschämt, dass Ihr schweigt? Ich möchte mich entschuldigen, Leutnant, Eure Unwissenheit verspottet zu haben ...«

»Mit diesem Risiko werdet Ihr leben müssen«, sagte Paran.

Die nächsten tausend Schritte war es an Topper zu schweigen.

Stunden vergingen, ohne dass sich die Lichtverhältnisse änderten. Mehrere Male kamen sie an Stellen, an denen die Aschewälle beschä-

diget worden waren, als wäre etwas Großes vorbeigetrampelt, und breite, schlüpfrige Spuren führten hinaus ins Zwielflicht. An einem dieser Orte fanden sie einen dunklen, verkrusteten Fleck und einige Kettenglieder, verstreut wie Münzen im Staub. Topper untersuchte die Stelle sehr sorgfältig, während Paran Wache hielt.

Der Weg ist wohl doch nicht ganz so sicher, wie er mich glauben machen wollte. Es gibt Fremde hier – und die sind nicht gerade freundlich.

Paran war nicht überrascht, dass Topper anschließend ein schnelleres Tempo anschlug. Kurze Zeit später kamen sie an einen steinernen Torbogen. Er sah ziemlich neu aus, und Paran erkannte, dass der Basalt aus den Imperialen Steinbrüchen außerhalb der Hauptstadt stammte. Die Mauern seines Familiensitzes waren aus dem gleichen grauschwarzen, glänzenden Stein. Im Mittelpunkt des Bogens, hoch über ihren Köpfen, war eine mit Krallen versehene Hand, die eine kristallene Kugel hielt, in den Stein gemeißelt: das Symbol des Imperiums von Malaz.

Hinter dem Bogen herrschte Dunkelheit.

Paran räusperte sich. »Sind wir angekommen?«

Topper wirbelte zu ihm herum. »Ihr beantwortet Höflichkeit mit Arroganz, Leutnant. Ihr würdet gut daran tun, den Hochmut des Adels abzulegen.«

»Geht voran, Geleiter.« Grinsend machte Paran eine entsprechende Geste.

Mit wirbelndem Umhang trat Topper durch den Torbogen und verschwand.

Das Pferd bockte und warf den Kopf zurück, als Paran es näher zum Torbogen zog. Er versuchte die Stute zu besänftigen, doch es war zwecklos. Schließlich saß er auf und nahm die Zügel auf. Er richtete das Tier aus und grub ihm die Sporen in die Flanken. Die Stute machte einen Satz, sprang ins Leere.

Licht und Farben explodierten um sie herum, hüllten sie ein. Die Pferdehufe landeten mit einem knirschenden Poltern, schleuderten etwas, das Kieselsteine sein mochten, in alle Richtungen. Paran zügelte sein Pferd, blinzelte und versuchte die Szene um sich herum

aufzunehmen. Ein riesiges Zimmer, an dessen Decke gehämmertes Gold glitzerte; an den Wänden hingen Wandteppiche, und von allen Seiten kamen gerüstete Wachen auf ihn und das Pferd zu.

Erschreckt machte die Stute einen Schritt zur Seite und warf dabei Topper um. Ein Huf trat nach ihm aus, verfehlte ihn um eine Handspanne. Noch mehr Kieselsteine flogen durch die Luft – nur waren es keine Kieselsteine, wie Paran jetzt sah, sondern Mosaiksteinchen. Topper kam fluchend wieder auf die Beine, seine Augen blitzten, als er den Leutnant anstarrte.

Die Wachen schienen plötzlich einem unausgesprochenen Befehl zu gehorchen; zumindest zogen sie sich langsam wieder auf ihre Positionen entlang der Wände zurück. Paran riss seinen Blick von Topper los. Vor ihm erhob sich ein erhöhtes Podest, auf dem ein Thron aus ineinander verschlungenen Knochen stand. Und auf dem Thron saß die Imperatrix.

Stille senkte sich auf das Zimmer herab, abgesehen von dem Knirschen von Halbedelsteinen unter den Hufen der Stute. Paran stieg vom Pferd, beäugte die Frau auf dem Thron misstrauisch.

Laseen hatte sich kaum verändert, seit er ihr damals das einzige Mal in seinem Leben so nahe gewesen war wie jetzt; sie wirkte noch immer unscheinbar und schmucklos, mit kurzem hellem Haar über dem blauen, nichts sagenden Gesicht. Ihre braunen Augen musterten ihn eingehend.

Paran rückte seinen Schwertgurt zurecht, faltete die Hände und verbeugte sich. »Imperatrix.«

»Ich sehe«, sagte Laseen gedehnt, »dass Ihr Euch nicht an den Rat gehalten habt, den Euch der Kommandant vor sieben Jahren gegeben hat.«

Er blinzelte überrascht.

»Aber natürlich«, fuhr sie fort, »hat auch er sich nicht an den Rat gehalten, der ihm gegeben wurde. Ich frage mich, welcher Gott euch auf jener Brustwehr zusammengeführt hat – ich würde ihm als Anerkennung für seinen Sinn für Humor glatt einen Dienst erweisen. Habt Ihr geglaubt, der Imperiale Bogen würde in die Ställe führen, Leutnant?«

»Mein Pferd hat sich gesträubt, durch das Tor zu gehen, Imperatrix.«

»Aus gutem Grund.«

Paran lächelte. »Im Gegensatz zu mir entstammt die Stute einer Zucht, die für ihre Intelligenz bekannt ist. Bitte akzeptiert meine ergebenste Entschuldigung.«

»Topper wird Euch zur Mandata führen.« Sie machte eine Handbewegung, und eine Wache trat vor und nahm die Zügel des Pferdes.

Paran verbeugte sich noch einmal und wandte sich dann lächelnd der Klaue zu.

Topper führte ihn zu einer Tür an der Seite des Zimmers.

»Narr!«, schnappte er, nachdem sich die Tür geräuschvoll hinter ihnen geschlossen hatte. Er ging schnell den engen Gang entlang. Paran machte keinen Versuch, mit ihm Schritt zu halten, so dass die Klaue am anderen Ende des Flurs, wo sich mehrere Treppen aufwärts wanden, warten musste. Toppers Gesicht war dunkel vor Wut. »Was hat diese Geschichte mit der Brustwehr zu bedeuten? Ihr habt die Imperatrix schon einmal getroffen? Wann?«

»Da sie es abgelehnt hat, die Sache zu erklären, kann ich nur ihrem Beispiel folgen«, sagte Paran. Er beugte die ausgetretenen Stufen. »Dies muss der Westturm sein. Der Staubturm ...«

»Geht ins oberste Stockwerk. Die Mandata erwartet Euch in ihren Gemächern. Es gibt keine anderen Türen, also könnt Ihr Euch auch nicht verirren. Geht einfach immer weiter hinauf, bis es nicht mehr weitergeht.«

Paran nickte und begann die Stufen hinaufzusteigen.

Die Tür zum obersten Zimmer des Turms stand weit offen. Paran klopfte mit dem Fingerknöchel dagegen und trat ein. Die Mandata saß auf einer Bank am hinteren Ende des Zimmers, mit dem Rücken zum Fenster. Die Läden waren offen und ließen den roten Schein der aufgehenden Sonne herein. Die Mandata war gerade dabei, sich anzukleiden. Peinlich berührt blieb Paran stehen.

»Ich besitze kein besonders ausgeprägtes Schamgefühl«, sagte Lorn. »Kommt herein und macht die Tür hinter Euch zu.«

Paran tat, wie ihm befohlen wurde. Dann sah er sich um. An den

Wänden hingen verblichene Wandteppiche. Zottige Felle bedeckten die Steinfliesen des Fußbodens. Die wenigen Möbelstücke waren alt, im napanesischen Stil und daher schlicht.

Die Mandata erhob sich, um in ihre Lederrüstung zu schlüpfen. Ihr Haar schimmerte im roten Licht. »Ihr seht erschöpft aus, Leutnant. Bitte, setzt Euch.«

Er sah sich um, entdeckte einen Stuhl und ließ sich dankbar hineinfallen. »Die Spuren sind vollständig verwischt worden, Mandata. Die einzigen Menschen, die in Gerrom zurückgeblieben sind, können nichts mehr sagen.«

Sie schloss die letzte Schnalle. »Es sei denn, ich schicke einen Nekromanten.«

Er grunzte. »Geschichten von Tauben ... ich glaube, diese Möglichkeit wurde in Betracht gezogen.«

Sie hob eine Braue.

»Verzeiht, Mandata. Es sieht so aus, als ob die Todesboten ... Vögel gewesen wären.«

»Und selbst wenn wir durch die Augen der toten Soldaten blicken würden, würden wir wahrscheinlich nichts anderes sehen ... Tauben, habt Ihr gesagt?«

Er nickte.

»Seltsam.« Sie verfiel in nachdenkliches Schweigen.

Er sah sie einen Augenblick an. »Bin ich ein Köder gewesen, Mandata?«

»Nein.«

»Und Toppers zeitlich so passende Ankunft?«

»Eigenes Gutdünken.«

Jetzt schwieg auch er. Als er die Augen schloss, drehte sich alles in seinem Kopf. Ihm war gar nicht bewusst gewesen, wie müde er war. Es dauerte einen Augenblick, bis er bemerkte, dass sie mit ihm redete. Er schüttelte den Kopf, streckte sich.

Die Mandata stand vor ihm. »Ihr könnt später schlafen, Leutnant, nicht jetzt. Ich habe Euch über Eure Zukunft unterrichtet. Es wäre gut, wenn Ihr aufpassen würdet. Ihr habt Eure Aufgabe weisungsgemäß erfüllt. In der Tat habt Ihr Euch als ziemlich ... unverwüst-

lich erwiesen. Nach außen hin wird es so aussehen, als wäre ich mit Euch fertig, Leutnant. Ihr werdet zum Offizierskorps hier in Unta zurückkehren. In Zukunft werdet Ihr mehrfach versetzt werden, um Eure Ausbildung zu vollenden. Was Eure Zeit in Itko Kan angeht, so hat sich dort nichts Außergewöhnliches ereignet. Habt Ihr mich verstanden?»

»Ihr bejaht. Das ist gut.«

»Und was ist mit dem, was wirklich dort geschehen ist, Mandata? Geben wir die Verfolgung auf? Geben wir uns damit zufrieden, niemals genau zu wissen, was passiert ist oder wieso? Oder ist es einfach nur so, dass ich aufgegeben werde?»

»Dies ist eine Spur, der wir nicht zu dicht folgen dürfen, Leutnant, aber wir werden ihr folgen, und Ihr werdet im Mittelpunkt dieser Entwicklung stehen. Ich habe angenommen – aber vielleicht habe ich mich ja auch geirrt –, dass Ihr wünschen würdet, dabei zu sein, Zeuge zu sein, wenn die Zeit der Rache endlich gekommen ist. Habe ich mich geirrt? Vielleicht habt Ihr genug gesehen und wünscht Euch nur, endlich zur Normalität zurückzukehren.«

Er schloss die Augen. »Ich würde gerne dabei sein, wenn es so weit ist, Mandata.«

Sie schwieg, und er musste nicht die Augen öffnen, um zu wissen, dass sie ihn musterte, seinen Wert abschätzte. Er war längst darüber hinaus, Unbehagen zu empfinden oder sich Sorgen zu machen. Er hatte seinen Wunsch geäußert; nun lag die Entscheidung bei ihr.

»Wir werden langsam vorgehen. In wenigen Tagen werdet Ihr Euren neuen Posten antreten. Kehrt in der Zwischenzeit ins Haus Eures Vaters zurück. Ruht Euch etwas aus.«

Er öffnete die Augen und stand auf. Als er bereits bei der Tür war, fügte sie noch etwas hinzu. »Ich vertraue darauf, dass Ihr Euren Auftritt in der Thronhalle nicht wiederholen werdet, Leutnant.«

»Ich glaube kaum, dass ich beim zweiten Mal wieder so viele Lacher bekommen würde, Mandata.«

Als er die Treppe erreichte, hörte er aus dem Raum hinter sich ein Geräusch – eine Art Husten. Es war nur schwer vorstellbar, dass es etwas anderes gewesen sein könnte.

Während er sein Pferd durch die Straßen von Unta lenkte, fühlte er sich innerlich wie betäubt. Die vertraute Umgebung, die wimmelnde, endlose Menschenmenge, der Zusammenprall der verschiedensten Stimmen und Sprachen, all das erschien Paran merkwürdig, irgendwie verändert ... Es lag nicht an dem, was er sah, es lag in ihm, *in ihm*, an einem Punkt irgendwo zwischen seinen Augen und seinem Denken. Nicht die Dinge hatten sich verändert – er hatte sich verändert, er ganz allein. Er fühlte sich wie ein Ausgestoßener.

Der Ort war immer noch derselbe; das Treiben um ihn herum war genauso, wie es immer gewesen war, und selbst daran, dass alles an ihm vorbeiglitt, hatte sich nichts geändert. Es war das Geschenk seines adligen Blutes, das die Welt auf Distanz hielt, damit er sie aus einer nicht von den Gewöhnlichen befleckten oder bedrängten Position heraus betrachten konnte. *Ein Geschenk ... und ein Fluch.*

Jetzt allerdings bewegte er sich ohne die Wachen seiner Familie unter ihnen. Die Macht des Blutes war dahin, und die einzige Rüstung, die er jetzt noch besaß, war die Uniform, die er trug. Kein Handwerker, kein Straßenhändler, kein Kaufmann, sondern ein Soldat. Eine Waffe des Imperiums, von denen das Imperium zehntausende besaß.

Er ging durch das Zollrampentor und weiter die Marmorhangstraße entlang, in der die ersten Herrenhäuser der Händler standen, ein Stück zurückgesetzt von der gepflasterten Straße und halb hinter Grundstücksmauern verborgen. Das farbenfrohe Laub der Gärten vermischte sich mit den ebenfalls in leuchtenden Farben gestrichenen Mauern; das Gedränge auf der Straße nahm ab, und private Wachen standen vor den Torbögen. Die Luft war immer noch schwül, aber sie roch nicht mehr nach Abwasser und verfaulendem Gemüse; sie trug manchmal den Duft von Blumen und den kühlen Hauch eines den Blicken verborgenen Springbrunnens auf die Straße.

Die Gerüche seiner Kindheit.

Die Güter wurden größer, je tiefer er sein Pferd in das Adelsviertel lenkte. Man hatte sich den Platz zum Atmen durch die Geschichte und klingende Münze erworben. Das Imperium schien

hinwegzuschmelzen, eine Sache von entferntem, weltlichem Belang zu werden. Die Familien hier konnten ihre Ahnenreihe über sieben Jahrhunderte zurückverfolgen, bis zu jenen berittenen Stammeskriegern, die als Erste aus dem Osten in dieses Land gekommen waren. Mit Feuer und Schwert – wie immer – hatten sie die Vettern der Kanesen unterworfen, die ihre Städte entlang der Küste errichtet hatten. Erst Reiterkrieger, dann Pferdezüchter und schließlich Händler, die mit Wein, Bier und Stoffen handelten. Einst alter Schwertadel, jetzt ein Adel des gehorteten Goldes, ein Adel der Handelsabkommen, der subtilen Machenschaften und heimlichen Korruption in vergoldeten Zimmern und von Öllampen beleuchteten Korridoren.

Paran hatte gedacht, der Weg, den er einschlagen wollte, würde einen Kreis schließen, würde die Rückkehr zur Klinge bedeuten, mit der seine Familie ihren Aufstieg einst, vor all jenen Jahrhunderten, stark und stürmisch begonnen hatte. Sein Vater hatte ihn dafür verflucht.

Er kam zu einem vertrauten Seiteneingang, einer einzelnen Tür in einer Seitenmauer, die auf eine schmale Gasse hinausführte, die in einem anderen Teil der Stadt als breite Straße gegolten hätte. Hier gab es keine Wache, nur einen dünnen Glockenzug für die Türglocke, die er zweimal läutete.

Paran wartete allein in der Gasse.

Ein Riegel wurde zur Seite geschoben, und eine Stimme murmelte einen Fluch, als die Tür in quietschenden Angeln aufschwang.

Überrascht starrte Paran auf ein ihm völlig unbekanntes Gesicht hinab. Der Mann war alt und voller Narben, und er trug ein häufig ausgebessertes Kettenhemd, das ihm bis zu den Knien reichte. Sein an einen Kochtopf erinnernder Helm trug die Spuren halbwegs beseitigter Dellen, glänzte jedoch frisch poliert.

Der Mann betrachtete Paran aus wässrigen grauen Augen von oben bis unten und knurrte: »Der Wandteppich lebt.«

»Wie bitte?«

Der Wächter drückte die Tür noch weiter auf. »Er ist natürlich älter, aber die Züge sind die gleichen. Ein guter Künstler; er hat die

Art zu stehen, den Ausdruck und all das gut getroffen. Willkommen zu Hause, Ganoes.«

Paran führte sein Pferd durch den engen Eingang. Links und rechts erhoben sich die Mauern zweier Außengebäude des Herrensitzes, während über ihren Köpfen ein Stück Himmel zu sehen war.

»Ich kenne dich nicht, Soldat«, sagte Paran. »Aber es scheint, als hätten sich die Wachen mein Porträt genauestens eingepägt. Dient es jetzt als Läufer in euren Unterkünften?«

»So in etwa.«

»Wie ist dein Name?«

»Gamet«, antwortete der Wächter; er hatte mittlerweile die Tür wieder geschlossen und verriegelt und kam jetzt hinter dem Pferd her. »Ich stehe seit drei Jahren in den Diensten Eures Vaters.«

»Und was hast du davor getan, Gamet?«

»Das ist eine Frage, die sich nicht stellt.«

Sie erreichten den Hof. Paran blieb stehen und musterte den Wächter sorgfältig. »Mein Vater ist normalerweise sehr gründlich darin, die Vergangenheit derjenigen zu erforschen, die in seine Dienste treten.«

Gamet grinste und entblößte dabei zwei Reihen strahlend weißer Zähne. »Oh, das hat er auch getan. Und hier bin ich. Ich nehme an, meine Vergangenheit war nicht allzu unehrenhaft.«

»Du bist ein Veteran.«

»Hier, Herr, ich nehme Euer Pferd.«

Paran gab ihm die Zügel und schaute sich auf dem Hof um. Er wirkte kleiner, als er ihn in Erinnerung hatte.

Der alte Brunnen, der noch von jenem namenlosen alten Volk stammte, das vor den Kanesen hier gelebt hatte, sah so aus, als könnte er jeden Augenblick in einer Staubwolke in sich zusammenfallen. Kein Handwerker würde die uralten, behauenen Steine neu vermauern, aus Angst vor dem Fluch in ihrem Schlaf gestörter Geister. Unter dem Herrenhaus selbst gab es ähnliche Steine, die ohne Mörtel aufeinandergeschichtet waren, ganz unten, in den vielen Räumen und Tunneln, die zu verwinkelt, verschlungen und ungleichmäßig waren, um sie zu nutzen.

Diener und Gärtner liefen im Hof hin und her. Keiner von ihnen hatte Parans Ankunft bis jetzt bemerkt.

Gamet räusperte sich. »Euer Vater und Eure Mutter sind nicht hier.«

Paran nickte. Sie würden sich auf Emalau, dem Landsitz, um die Fohlen kümmern.

»Aber Eure Schwestern sind hier«, fuhr Gamet fort. »Ich werde die Hausdiener beauftragen, Euer Zimmer vorzubereiten.«

»Das ist also immer noch so wie früher?«

Gamet grinste schon wieder. »Nun, abgesehen von den zusätzlichen Möbeln und Fässern ... Jedes bisschen Stauraum ist wichtig, wie Ihr wisst ...«

»Wie immer.« Paran seufzte und wandte sich, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, dem Hauseingang zu.

Parans Schritte hallten laut durch die Festhalle, als er auf die lange Tafel zuschritt. Katzen huschten über den Fußboden, stoben bei seinem Näherkommen davon. Er öffnete die Schließe seines Umhangs und warf ihn über eine Stuhllehne; dann ließ er sich auf eine Bank fallen und lehnte den Rücken an die holzgetäfelte Wand. Er schloss die Augen.

Nur wenige Minuten waren vergangen, da erklang die Stimme einer Frau. »Ich habe gedacht, du bist in Itko Kan.«

Er öffnete die Augen. Seine Schwester Tavore – sie war ein Jahr jünger als er – stand am Kopfende der Tafel; eine Hand ruhte auf der Rückenlehne des Stuhls, auf dem ihr Vater immer saß. Sie war so unscheinbar wie immer, mit ihren blutleeren Gesichtszügen und ihrem rötlichen Haar, das sie kürzer trug, als es der Mode entsprach. Sie war größer, als er sie in Erinnerung hatte, fast so groß wie er, nicht länger das linkische Kind. Ihr Gesichtsausdruck verriet nichts, während sie ihn musterte.

»Ich bin versetzt worden«, sagte Paran.

»Hierher? Das hätten wir doch hören müssen.«

Oh ja, das hättet ihr, nicht wahr? Dieses dauernde heimliche Ge-flüster unter den Familien, die miteinander in Verbindung stehen.

»Es war nicht geplant«, räumte er ein, »aber trotzdem ist es geschehen. Ich bin allerdings nicht hier in Unta stationiert und werde nur ein paar Tage bleiben.«

»Bist du befördert worden?«

Er lächelte. »Bringt die Investition schon Gewinn? So zögerlich sie am Anfang auch gewesen sein mag, so müssen wir doch immer in den Kategorien von möglichem Einfluss denken, nicht wahr?«

»Es ist nicht länger deine Aufgabe, dich um die gesellschaftliche Stellung dieser Familie zu kümmern.«

»Oh, dann ist es jetzt also deine? Hat Vater sich aus dem Tagesgeschehen zurückgezogen?«

»Das tut er langsam. Seine Gesundheit ist ziemlich angegriffen. Wenn du gefragt hättest, auch als du in Itko Kan warst ...«

Er seufzte. »Versuchst du immer noch, den Verlust wiedergutzumachen, Tavore? Nimmst die Last meines Fehlverhaltens auf dich? Aber wie du dich vielleicht erinnerst, habe ich dieses Haus wohl kaum auf einem Blütenteppich verlassen. Sei's drum, ich war immer davon überzeugt, dass die Angelegenheiten unseres Hauses in tüchtige Hände fallen würden ...«

Ihre farblosen Augen verengten sich, doch der Stolz verbot es ihr, die offensichtliche Frage zu stellen.

»Und wie geht es Felisin?«, fragte er.

»Sie ist mit ihren Studien beschäftigt. Sie weiß noch nicht, dass du zurückgekommen bist. Sie wird sich sehr freuen, und es wird sie hart treffen, wenn sie erfährt, wie kurz dein Besuch sein wird.«

»Ist sie jetzt deine Rivalin, Tavore?«

Seine Schwester schnaubte, wandte sich ab. »Felisin? Sie ist zu weich für diese Welt, Bruderherz. Ich glaube fast, für jede Welt. Sie hat sich nicht verändert. Sie wird sich freuen, dich zu sehen.«

Er blickte ihr nach, sah ihren steifen Rücken, als sie die Halle verließ.

Er roch nach Schweiß – seinem eigenen und dem des Pferdes – und Schmutz, und noch nach etwas anderem ... *Altes Blut und alte Ängste.* Paran sah sich um. *Viel kleiner, als ich es in Erinnerung hatte.*

Kapitel zwei

Mit der Ankunft der Moranth
wechselten die Gezeiten.
Und wie Schiffe im Hafen
wurden die Freien Städte
von der Imperialen Flut hinweggespült.
Der Krieg trat in sein zwölftes Jahr,
das Jahr des Zerschmetterten Mondes
und seiner unerwarteten Brut
aus tödlichem Regen
und schwarz geflügelter Verheißung.
Zwei Städte blieben übrig,
sich dem malazanischen Ansturm entgegenzustellen.
Die eine stark, mit stolzen Bannern
unter den mächtigen Schwingen des Dunkels.
Die andere uneins –
ohne Armee,
aller Verbündeten beraubt.
Die starke Stadt fiel zuerst.

Die Anrufung des Schattens
Felisin (geb. 1146)

Das Jahr 1163 von Brands Schlaf (zwei Jahre später)
Das Jahr 105 des Imperiums von Malaz
Das Jahr 9 der Herrschaft von Imperatrix Laseen

Raben schwirrten durch geisterhafte Rauchfahnen. Ihr heiseres Krächzen mischte sich mit den Schreien der verwundeten und sterbenden Soldaten. Der Gestank von verschmortem Fleisch hing schwer und drückend in der Luft.

Ganz allein stand Flickenseel auf dem dritten Hügel, der einen

Blick auf die gefallene Stad Fahl gewährte. Um die Zauberin herum lagen säuberlich aufgestapelt die Überreste verbrannter Waffen und Rüstungen: Beinschienen, Brustpanzer und Helme. Noch vor einer Stunde hatten Männer und Frauen diese Rüstungen getragen, doch von ihnen war keine Spur zu sehen. Das leere Metall erschien ihr wie eine stumme Anklage.

Sie hatte die Arme verschränkt und hielt sie eng an die Brust gepresst. Ihr tiefroter Umhang mit dem silbernen Abzeichen, das sie als Anführerin des Magier-Kaders der Zweiten Armee auswies, hing fleckig und versengt um ihre Schultern. In ihr ovales, fleischiges Gesicht hatten sich tiefe Linien eingegraben, die ihre Wangen bleich und schlaff wirken ließen; von dem pausbäckigen Humor, den es normalerweise ausstrahlte, war nichts mehr übrig geblieben.

Unberührt von all den Geräuschen und Gerüchen, die sie umgaben, lauschte Flickenseel auf eine tiefere Stille. Zu einem gewissen Teil rührte diese Stille von den leeren Rüstungen, die um sie herumlagen – wobei die Tatsache, dass sie jetzt leer waren, dass die Menschen, die sie getragen hatten, einfach nicht mehr da waren, an sich schon eine Anklage darstellte. Aber es gab noch eine andere Ursache für diese Stille. Die magischen Gewalten, die heute hier entfesselt worden waren, waren groß genug gewesen, um die Trennschicht zwischen den Welten anzugreifen. Was immer auf der anderen Seite, in den Gewirren des Chaos, lebte, glaubte sich nahe genug, um seine Fühler auszustrecken und sie zu berühren.

Eigentlich hatte sie gedacht, dass sie zu keinerlei Gefühlen mehr fähig wäre, dass der Schrecken, den sie gerade erst überstanden hatte, alles aufgezehrt hätte, aber als sie jetzt eine Legion Schwarzer Moranth in geschlossener Formation in die Stadt marschieren sah, blitzte kalter Hass in den Augen unter den schweren Lidern auf.

Verbündete. Sie fordern ihre Stunde des Blutvergießens ein. Nach dieser Stunde würde es in der eroberten Stadt gut zwanzigtausend Überlebende weniger geben. Die beiden benachbarten Völker teilten eine lange, blutige Geschichte, und jetzt würden die Waagschalen der Vergeltung neu ausbalanciert werden. Mit dem Schwert. *Bei Shedenuls Gnade, hat es denn nicht schon genug Tote gegeben?*

Ein Dutzend Brände wüteten in der Stadt. Endlich, nach drei langen Jahren, war die Belagerung vorbei. Aber Flickenseel wusste, dass noch mehr kommen würde. Etwas versteckte sich, wartete in der Stille. Also würde sie ebenfalls warten. Das zumindest war sie den Opfern schuldig, die dieser Tag gefordert hatte – schließlich hatte sie in allen anderen wichtigen Belangen versagt.

Auf der Ebene unter ihr bedeckten die Leichen der malazanischen Soldaten wie ein zerknitterter Teppich aus Toten den Boden. Raben hockten auf Gliedmaßen, die vereinzelt hier und da in die Höhe ragten. Wie betäubt wanderten Soldaten, die das Gemetzel überlebt hatten, zwischen den Leichen herum und suchten nach gefallenen Kameraden. Es schmerzte Flickenseel, ihnen zuzusehen.

»Sie kommen«, erklang eine Stimme links von ihr, etwa ein Dutzend Fuß entfernt. Langsam drehte sie sich um. Auf einem Haufen verbrannter Rüstungsteile lag Locke, ein Mitglied ihres Kadets; auf seinem kahl rasierten Schädel spiegelte sich der trübe Himmel. Eine magische Woge hatte seinen Körper von den Hüften an abwärts zerschmettert. Die Eingeweide quollen ihm rosa und schlammverspritzt aus dem Bauch, umgeben von einer Art Gespinnst aus trocknenden Flüssigkeiten. Ein matter Halbschatten aus Magie zeigte seine Bemühungen, am Leben zu bleiben.

»Hab dich schon für tot gehalten«, murmelte Flickenseel.

»Ist wohl mein Glückstag heute.«

»Sieht aber gar nicht so aus.«

Locke grunzte, und unterhalb seines Herzens trat ein Schwall dickflüssiges Blut aus. »Sie kommen. Kannst du sie schon sehen?«

Sie wandte ihre Aufmerksamkeit dem Hang des Hügels zu, kniff die Augen zusammen. Vier Soldaten näherten sich. »Wer ist das?«

Der Magier antwortete nicht.

Flickenseel sah zu ihm hinüber und stellte fest, dass er sie anstarrte. In seinem Blick lag jene Art von Aufmerksamkeit, die einem sterbenden Menschen in seinen letzten Augenblicken zu eigen ist. »Du hast gedacht, du lässt dir einfach eine Woge gegen den Bauch knallen, was? Nun gut, ich nehme an, das ist auch eine Möglichkeit, von hier wegzukommen.«

Seine Antwort überraschte sie. »Die harte Fassade passt nicht zu dir, Seel. Hat sie noch nie getan.« Er runzelte die Stirn und blinzelte mehrmals; sie vermutete, dass er gegen die Dunkelheit ankämpfte. »Es ist immer ein Risiko, zu viel zu wissen. Sei froh, dass ich dir das erspart habe.« Er lächelte, entblößte blutbefleckte Zähne. »Denk an was Schönes. Das Fleisch ist vergänglich.«

Sie sah ihn unverwandt an, verblüfft darüber, dass er auf einmal so ... *menschlich* war. Aber vielleicht wurden im Angesicht des Todes die üblichen Spielchen, all der falsche Schein und das Getue überflüssig. Vielleicht war sie auch nur einfach nicht darauf vorbereitet, dass Locke sich schließlich doch noch als ganz normaler, sterblicher Mann entpuppte. Flickenseel lockerte die Arme, löste die schreckliche, schmerzhaft umarmung, mit der sie sich selbst umgeben hatte, und seufzte zittrig. »Du hast Recht. Es ist wohl kaum der geeignete Zeitpunkt für Fassaden, was? Ich habe dich nie leiden können, Locke, aber ich habe niemals an deinem Mut gezweifelt – und das werde ich auch nie tun.« Sie musterte ihn kritisch; ein Teil von ihr war erstaunt, dass seine entsetzliche Wunde sie nicht zurückschrecken ließ. »Ich fürchte, nicht einmal Tayschrenns Künste reichen aus, um dich zu retten.«

Ein spöttischer Glanz trat plötzlich in seine Augen, und er stieß ein bellendes, schmerz erfülltes Lachen aus. »Mein liebes Mädchen«, keuchte er, »deine Naivität bezaubert mich immer wieder.«

»Natürlich«, schnappte sie. Sie war verletzt, dass sie auf seine plötzliche Offenheit hereingefallen war. »Also noch ein letzter Scherz auf meine Kosten, um der guten alten Zeiten willen.«

»Du verstehst nicht ...«

»Bist du dir da so sicher? Du sagst, es ist noch nicht vorbei. Dein Hass auf unseren Hohemagier ist groß genug, dass du dem kalten Griff des Vermummten entweichen könntest – ist es das? Rache noch aus dem Grab heraus?«

»Du müsstest mich inzwischen kennen. Ich Sorge immer für ein Hintertürchen.«

»Du kannst nicht einmal mehr kriechen. Wie willst du denn zu deiner Hintertür hinkommen?«

Der Magier leckte sich die rissigen Lippen. »Das ist ein Teil der Abmachung«, sagte er sanft. »Die Tür kommt zu mir. Genauer gesagt, sie ist schon fast da.«

Unbehagen stieg in ihr auf. Hinter sich hörte Flickenseel das Knirschen von Rüstungen und das Klirren von Waffen, und ein kalter Hauch schien plötzlich über sie hinwegzuwehen. Sie drehte sich um und sah sich den vier Soldaten gegenüber, die mittlerweile die Hügelkuppe erreicht hatten. Drei Männer und eine Frau, schlammverschmiert und blutbespritzt, mit totenbleichen Gesichtern. Die Magierin spürte, wie ihre Blicke von der Frau angezogen wurden, die wie ein unwillkommener Hintergedanke zurückblieb, während die drei Männer näher kamen. Das Mädchen war jung, schön wie ein Eiszapfen – und genauso viel Wärme strahlte sie auch aus. *Hier stimmt was nicht. Sei vorsichtig!*

Der vorderste Mann – er trug den Reif eines Sergeanten am Arm – trat nahe an Flickenseel heran. Ein Blick aus den tief in ihren Höhlen liegenden, leidenschaftslosen Augen seines faltigen, erschöpften Gesichts streifte sie. »Die hier?«, fragte er und drehte sich dabei zu dem hochgewachsenen dünnen, dunkelhäutigen Mann um, der hinter ihm stand.

Der Dunkelhäutige schüttelte den Kopf. »Nein. Der, den wir suchen, ist da drüben«, sagte er. Er sprach malazanisch, doch sein harter Akzent verriet, dass er aus dem Reich der Sieben Städte stammte.

Der dritte Mann – er war ebenfalls dunkelhäutig – tauchte links von seinem Sergeanten auf; obwohl er ziemlich stämmig war, schien er regelrecht vorwärtszugleiten, die Augen auf Locke gerichtet. Es kränkte Flickenseel auf eine unerklärliche Art, dass er sie vollständig ignoriert hatte. Sie erwog kurz, ein oder zwei wohlgesetzte Worte von sich zu geben, als er um sie herumging, aber die Mühe erschien ihr plötzlich zu groß.

»Also«, sagte sie zu dem Sergeanten, »wenn ihr euch um die Einäscherung kümmern wollt, seid ihr zu früh dran. Er ist noch nicht tot ... Aber ihr seid natürlich nicht wegen der Einäscherung gekommen«, fuhr sie fort. »Das ist mir klar. Locke hat irgendeine Abma-

chung getroffen – er glaubt, er kann mit einem halben Körper überleben.«

Der Sergeant verzog die Lippen unter seinem grauen, borstigen Bart. »Worauf wollt Ihr hinaus, Zauberin?«

Der dunkelhäutige Mann neben dem Sergeanten warf über die Schulter einen Blick auf das junge Mädchen, das noch immer ein Dutzend Schritte hinter ihnen stand. Er schien zu erschauern, aber sein schmales Gesicht war völlig ausdruckslos, als er sich wieder zu Flickenseel umdrehte und ihr ein geheimnisvolles Achselzucken schenkte, ehe er an ihr vorbeiging.

Sie erbehte unwillkürlich, als ein Schwall von Macht ihren Sinnen einen Schlag versetzte. Dann holte sie tief Luft. *Er ist ein Magier.* Flickenseel folgte dem Mann, als er sich zu seinem Kameraden gesellte, der bereits an Lockes Seite stand; sie bemühte sich, durch die Schicht aus Schmutz und Blut zu sehen, die seine Uniform bedeckte. »Wer seid ihr?«

»Neunter Trupp, in der Zweiten.«

»Neunter ...?« Sie piffte durch die Zähne. »Dann seid ihr Brückenverbrenner.« Sie betrachtete den arg mitgenommenen Sergeant noch einmal eingehend. »Der Neunte. Dann musst du Elster sein.«

Er schien zusammenzuzucken.

Flickenseels Mund war plötzlich trocken. Sie räusperte sich. »Natürlich habe ich schon von dir gehört. Ich habe die ...«

»Das spielt keine Rolle«, unterbrach er sie mit rauer Stimme. »Alte Geschichten sind wie Unkraut – sie vermehren sich unendlich.«

Sie rieb sich mit den Fingerspitzen das Gesicht, spürte Dreck unter ihren Fingernägeln. *Die Brückenverbrenner.* Sie waren die Elite-truppe des alten Imperators gewesen, seine Lieblinge, aber seit La- seen sich vor neun Jahren an die Macht geputzt hatte, waren sie in so ziemlich jedes Rattennest geschickt worden, das sich aufgetan hatte. Eine knappe Dekade hatte daher ausgereicht, sie auf eine einzige, nicht einmal mehr vollzählige Division zusammenschrumpfen zu lassen. Doch einige Namen waren immer bekannter geworden. Es waren die Namen von Überlebenden, größtenteils Trupp-Ser-

geanten, die ihren Weg in die malazanischen Armeen in Genabackis und darüber hinaus gefunden hatten. Namen, die Einarms ohnehin schon legendärem Heer die rechte Würze verliehen – *Detoran*, *Fabrig*, *Spindel*, *Elster* – und die gleichermaßen für den Ruhm und den Zynismus standen, die eine jede Armee speisten. Sie trugen den Wahnsinn dieses endlosen Feldzugs wie eine geschmückte Standarte mit sich herum.

Sergeant Elster sah sich die Trümmer auf dem Hügel genau an. Flickenseel beobachtete ihn dabei, wie er sich zusammenreimte, was geschehen war. In seiner Wange zuckte ein Muskel. Er sah sie an, und in seinem Blick lag ein neu gewonnenes Verständnis, das seine grauen Augen weicher wirken ließ und bei dem Flickenseel in diesem Augenblick fast zusammenbrach. »Seid Ihr die Letzte, die vom Kader übrig ist?«, fragte er.

Sie sah zur Seite, fühlte sich plötzlich verletztlich. »Die Letzte, die noch stehen kann. Was ich allerdings nicht meinen Fähigkeiten zu verdanken habe. Ich habe einfach Glück gehabt.«

Falls er die Bitterkeit in ihrer Stimme hörte, so zeigte er es jedenfalls nicht. Er schwieg und sah hinüber zu seinen zwei Soldaten aus dem Reich der Sieben Städte, die sich tief über Locke beugten.

Flickenseel leckte sich die Lippen, verlagerte unbehaglich ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Sie warf einen Blick auf die beiden Soldaten, die sich leise unterhielten. Sie hörte Locke lachen, und der Laut ließ sie zusammenzucken. »Der Große ist ein Magier, oder?«, fragte sie.

Elster grunzte. Dann sagte er: »Er heißt Schneller Ben.«

»Aber das ist nicht der Name, mit dem er geboren wurde.«

»Nein.«

Sie bewegte die Schultern unter dem Gewicht ihres Umhangs; für einen kurzen Moment ließ der Schmerz in ihrem Rücken nach. »Ich müsste ihn eigentlich kennen, Sergeant. Solche Fähigkeiten werden normalerweise bemerkt. Er ist kein Novize.«

»Nein«, erwiderte Elster, »das ist er nicht.«

Sie spürte, dass sie allmählich wütend wurde. »Ich will eine Erklärung. Was geht hier vor?«

Elster verzog das Gesicht. »Nicht viel, so wie's aussieht.« Er hob die Stimme. »Ben!«

Der Magier drehte sich um. »Noch ein paar Verhandlungen in letzter Minute, Sergeant«, sagte er. Sein Grinsen ließ die weißen Zähne in seinem dunklen Gesicht hell aufblitzen.

»Beim Atem des Vermummten.« Flickenseel seufzte, drehte sich um. Sie sah, dass das Mädchen noch immer an ihrem Platz stand und die Kolonnen der Moranth beobachtete, die in die Stadt einmarschierten. Als würde sie Flickenseels Aufmerksamkeit spüren, fuhr sie herum. Der Ausdruck auf ihrem Gesicht erschreckte die Zauberin. Widerstrebend wandte sie den Blick ab. »Ist das alles, was noch von deinem Trupp übrig ist, Sergeant? Zwei Plünderer aus der Wüste und eine blutdürstige Rekrutin?«

»Es sind insgesamt sieben.« Elsters Stimme klang gepresst.

»Und heute Morgen?«

»Waren wir fünfzehn.«

Irgendetwas stimmt hier nicht. Sie hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen. »Dann seid ihr besser dran als die meisten anderen.« Sie fluchte innerlich, als der Sergeant blass wurde. »Ähm ... Ich bin sicher, dass diejenigen, die du verloren hast, gute Männer waren.«

»Zumindest waren sie gut darin zu sterben«, sagte er.

Die Brutalität seiner Worte schockierte sie. Zutiefst aufgewühlt schloss sie die Augen und drängte Tränen der Verwirrung und Bestürzung zurück. *Es ist zu viel geschehen. Ich bin für das hier nicht bereit. Ich bin nicht bereit für Elster, einen Mann, der unter der Last seiner eigenen Legende schier zusammenbricht, einen Mann, der im Dienst des Imperiums mehr als einen Berg aus Toten erklommen hat.*

Die Brückenverbrenner hatten sich in den vergangenen drei Jahren nicht oft sehen lassen. Seit Beginn der Belagerung war ihnen die Aufgabe übertragen worden, Fahls gewaltige, uralte Wälle zu unterhöhlen. Der Befehl war direkt aus der Hauptstadt gekommen, und er war entweder ein grausamer Scherz oder das Ergebnis erschreckender Ignoranz gewesen: Das ganze Tal war eine Gletschermulde, ein Haufen Felsen, der eine Gesteinsspalte verstopfte, die so tief hinunterreichte, dass selbst Flickenseels Magier Schwierigkeiten ge-

habt hatten, ihren Boden zu finden. *Elster und seine Leute waren drei Jahre unter der Erde. Wann mögen sie zum letzten Mal die Sonne gesehen haben?*

Flickenseel versteifte sich plötzlich. »Sergeant.« Sie öffnete die Augen und sah ihn an. »Wart ihr heute Morgen in euren Tunneln?«

Mit einem schrecklichen Gefühl des Verstehens sah sie einen Ausdruck des Schmerzes über sein Gesicht huschen. »Welche Tunnel?«, fragte er leise und versuchte an ihr vorbeizumarschieren.

Sie streckte den Arm aus und legte ihm eine Hand auf den Unterarm. Er schien zusammenzuzucken. »Elster«, flüsterte sie, »du hast schon so viel erraten. Über ... über mich, über das, was hier auf diesem Hügel geschehen ist, mit all diesen Soldaten.« Sie zögerte einen Augenblick, ehe sie fortfuhr: »Wir haben beide versagt. Es tut mir leid.«

Er machte sich los, die Augen abgewandt. »Das sollte es nicht, Zauberin.« Jetzt trafen sich ihre Blicke. »Bedauern ist etwas, das wir uns nicht leisten können.«

Sie sah ihm nach, wie er zu seinen Soldaten hinüberging.

Direkt hinter Flickenseel erklang plötzlich die Stimme einer jungen Frau. »Heute Morgen waren wir noch vierzehnhundert, Zauberin.«

Flickenseel drehte sich um. Aus dieser geringen Entfernung konnte sie erkennen, dass das Mädchen unmöglich älter als fünfzehn Jahre sein konnte – abgesehen von ihren Augen. Diese Augen hatten den trüben Glanz von verwittertem Onyx – sie wirkten uralte, als wäre jedes Gefühl längst aus ihnen herausgewaschen worden und in Vergessenheit geraten. »Und jetzt?«

Das Mädchen zuckte beinahe gleichgültig die Achseln. »Dreißig, vielleicht fünfunddreißig. Vier der fünf Tunnel sind vollständig eingestürzt. Wir waren im fünften und haben uns nach draußen gegraben. Fiedler und Igel versuchen, die anderen zu befreien, aber sie glauben, dass alle anderen für immer begraben sind. Sie haben versucht, Hilfe zu holen.« Ein kaltes, wissendes Lächeln glitt über ihr schlammbespritztes Gesicht. »Aber Euer Meister, der Hohemagier, hat sie aufgehalten.«

»Tayschrenn hat *was* getan? Warum?«

Das Mädchen runzelte die Stirn, als wäre sie enttäuscht; dann stapfte sie einfach zur Hügelkuppe davon, wo sie stehen blieb und wieder zur Stadt hinübersah.

Flickenseel starrte hinter ihr her. Das Mädchen hatte ihr die letzte Bemerkung in einer Art und Weise an den Kopf geworfen, als wäre sie auf eine ganz bestimmte Antwort aus gewesen. *Suchte sie das Eingeständnis einer Mitschuld?* Wie auch immer, es war ein Fehlschlag gewesen. *Tayschrenn schafft sich keine Freunde. Gut.* Der Tag war eine Katastrophe gewesen, und die Schuld daran lag voll und ganz beim Hohemagier. Sie starrte hinüber nach Fahl, warf dann einen Blick hinauf zum raucherfüllten Himmel.

Das gewaltige, bedrohliche Gebilde, das sie in den letzten drei Jahren jeden Morgen begrüßt hatte, war tatsächlich verschwunden. Sie hatte immer noch Probleme damit, es zu glauben, ganz egal, was ihre Augen sahen. »Ihr habt uns gewarnt«, flüsterte sie, an den leeren Himmel gewandt, als die Erinnerungen an den Morgen zurückkehrten. »Ihr habt uns wirklich gewarnt, nicht wahr?«

Vor vier Monaten hatte sie angefangen, mit Calot zu schlafen. Eine kleine Ablenkung, um die Langeweile leichter zu ertragen, die von einer Belagerung herrührte, die nicht von der Stelle kam. Zumindest erklärte sie sich so das wenig professionelle Verhalten, das sie beide an den Tag legten. Es war natürlich mehr als das, viel mehr. Doch sich selbst gegenüber ehrlich zu sein hatte noch nie zu Flickenseels Stärken gehört.

Als der magische Ruf kam, weckte er sie noch vor Calot. Der kleine, aber wohlproportionierte Körper des Magiers schmiegte sich eng an ihre weichen Rundungen. Sie öffnete die Augen und sah, dass er sich wie ein Kind an sie klammerte. Dann spürte auch er den Ruf und erwachte.

»Locke?«, fragte er. Er schauderte, als er unter den Decken hervorkroch.

Flickenseel schnitt eine Grimasse. »Wer sonst? Der Mann schläft ja nie.«

»Was mag wohl jetzt wieder los sein?«, fragte er, während er seine Tunika suchte.

Sie betrachtete ihn. Er war so dünn – ganz im Gegensatz zu ihr. Im schwachen Licht der Morgendämmerung, das durch die Zeltwände sickerte, wirkten die scharfen, knochigen Umrisse seines Körpers weich, fast kindlich. Für einen Mann, der schon hundert Jahre alt war, hatte er sich gut gehalten. »Locke hat irgendwelche Aufträge für Dujek ausgeführt«, sagte sie. »Wir werden wahrscheinlich nur auf den neuesten Stand gebracht.«

Calot knurrte vor sich hin, während er seine Stiefel anzog. »Das hast du davon, dass du das Kommando über den Kader übernommen hast, Seel. Wie auch immer, es war leichter, Nedurian zu grüßen, das kann ich dir sagen. Wenn ich dich anschau, möchte ich am liebsten ...«

»Bleib bei der Sache, Calot«, unterbrach sie ihn. Sie hatte es humorvoll gemeint, doch es kam in einem Ton heraus, der ihn dazu veranlasste, ihr einen scharfen Blick zuzuwerfen.

»Ist irgendwas?«, fragte er ruhig. Das alte Stirnrunzeln fand den angestammten Platz auf seiner hohen Stirn.

Ich dachte, das hätte ich ihm abgewöhnt. Flickenseel seufzte. »Kann ich nicht sagen. Aber Locke hat mit uns beiden Kontakt aufgenommen. Wenn er nur seinen Bericht abgeben wollte, würdest du immer noch im Bett liegen und schnarchen.«

In zunehmend angespanntem Schweigen zogen sie sich weiter an. Nicht einmal eine Stunde später würde Calot in einer Woge aus blauem Feuer verbrennen, und nur die Raben würden Flickenseels verzweifelte Schreien antworten. Doch im Augenblick bereiteten sie sich auf eine ungeplante Besprechung im Kommandozelt von Hohefaust Dujek Einarm vor.

Auf dem schlammigen Weg hinter Calots Zelt drängelten sich die Soldaten der letzten Nachtwache um Kohlenpfannen, in denen Pferdemist verbrannt wurde, und hielten ihre Hände in die aufsteigende Wärme. In den Gängen zwischen den Zelten war kaum jemand zu sehen; dazu war es noch zu früh. Reihen um Reihen grauer Zelte zogen sich die Hügel hinauf, von denen man einen Blick auf die Ebe-

ne hatte, die Fahl umgab. Regimentsstandarten wallten träge in einer schwachen Brise; der Wind hatte seit gestern Abend gedreht und ließ Flickenseel den Gestank der Latrinengräben in die Nase steigen. Am heller werdenden Himmel verblasste die letzte Hand voll Sterne zur Bedeutungslosigkeit. Die Welt wirkte beinahe friedlich.

Den Umhang gegen die morgendliche Kühle eng um sich geschlungen, blieb Flickenseel einen Augenblick vor dem Zelt stehen; sie drehte sich um und betrachtete jenen enormen Berg, der eine Viertelmeile über Fahl in der Luft schwebte. Sie musterte die zerklüftete Oberfläche von Mondbrut – so lautete der Name des Berges, seit sie sich erinnern konnte. Die fliegende Basaltfestung mochte so zerfressen aussehen wie ein schwarzer Zahn – doch sie war das Heim des mächtigsten Feindes, dem das Imperium von Malaz jemals gegenübergestanden hatte. Und da Mondbrut hoch über der Erde schwebte, war der Festung auch mit einer Belagerung nicht beizukommen. Noch nicht einmal die untoten T’lan Imass, über die Laseen gebot und die leicht wie Staub auf den Winden reisten, waren in der Lage – oder willens –, die magische Verteidigung der Festung zu durchbrechen.

Die Magier von Fahl hatten einen mächtigen Verbündeten gefunden. Flickenseel erinnerte sich daran, dass das Imperium schon früher einmal, noch zu Zeiten des Imperators, mit dem geheimnisvollen Herrn von Mondbrut aneinandergeraten war. Es hatte nicht besonders gut für das Imperium ausgesehen, doch dann hatte sich Mondbrut plötzlich zurückgezogen. Warum? Das wusste niemand von denen, die heute noch lebten; es war nur eines von tausend Geheimnissen, die der Imperator mit in sein nasses Grab genommen hatte.

Das Wiederauftauchen der fliegenden Festung hier in Genabackis war eine Überraschung gewesen. Und diesmal hatte es keine Bagnadigung in letzter Minute gegeben. Ein halbes Dutzend Legionen der zauberkundigen Tiste Andii waren von Mondbrut herabgestiegen und hatten sich unter dem Kommando eines Kriegsherrn namens Caladan Bruth mit den Söldnern der Karmesin-Garde vereinigt. Gemeinsam war es den beiden Streitkräften gelungen, die Fünfte Armee des Imperiums zurückzudrängen, die vom Nordrand

der Rhivi-Steppe aus in Richtung Osten vorgedrungen war. Die letzten vier Jahre hatte die arg mitgenommene Fünfte im Schwarzhundwald festgesessen und war gezwungen gewesen, sich gegen Bruth und die Karmesin-Garde zu behaupten. Eine Aufgabe, die schnell zu einem Todesurteil geworden war.

Aber Caladan Bruth und die Tiste Andii waren ganz eindeutig nicht die einzigen Bewohner von Mondbrut. Jemand, der noch niemals gesehen worden war, führte das Kommando über die Festung, hatte sie hierhergebracht und einen Pakt mit den Magiern von Fahl geschlossen.

Flickenseels Kader hatte wenig Aussichten, einen solchen Gegner mit magischen Kräften herausfordern zu können. So war die Belagerung zum Stillstand gekommen. Nur die Brückenverbrenner hatten ihre idiotischen Bemühungen fortgesetzt, die alten Wälle der Stadt zu unterhöhlen.

Bleib, betete sie zu Mondbrut. Wende uns immerfort dein Gesicht zu und halte den Geruch von Blut und die Schreie der Sterbenden von diesem Land fern. Warte darauf, dass wir nachgeben.

Calot wartete an ihrer Seite. Er sagte nichts, denn er verstand das Ritual, zu dem dieser morgendliche Gruß geworden war. Das war nur einer der vielen Gründe, warum Flickenseel ihn liebte. Als Freund, natürlich. Nichts Ernstes. Die Liebe zu einem Freund ist nichts, was einem Angst machen könnte.

»Locke ist ungeduldig«, murmelte Calot.

Sie seufzte. »Ich spüre es auch. Und genau aus diesem Grund zögere ich.«

»Ich weiß, aber wir dürfen nicht zu lange rumtrödeln, Seel.« Er grinste schelmisch. »Das macht sonst 'nen ziemlich schlechten Eindruck.«

»Hmm, wir können nicht zulassen, dass sie falsche Schlüsse ziehen, was?«

»So falsch wären die Schlüsse nicht einmal ... Sei's drum«, sagte er, und sein Lächeln erstarb, »machen wir, dass wir hinkommen.«

Wenige Minuten später erreichten sie das Kommandozelt. Der einsame Soldat, der vor der Zeltklappe Wache stand, salutierte ner-

